

## 6. Soldatische Subjektivität zwischen Kontrolle und Eigensinn

---

### 6.1. Subjektivität als Innovationsressource

Das Maschinenmodell der Lineartaktik setzte auf eine Exklusion soldatischer Subjektivität. Es führte zu einem enormen Anstieg der Destruktionsmacht in den Händen der Kriegsherren. Die Stärke der Lineartaktik entfaltete sich in der Schlacht und »Schlachten«, so Friedrich II., »entscheiden das Schicksal eines Staates.« (1748: 104) Eine auf die Lineartaktik ausgerichtete Streitmacht sollte dem Modell nach dem Feldherrn beim Angriff wie bei der Verteidigung als ein von ihm dirigierbarer Gesamtverband zur Verfügung stehen. Welche Motive die einzelnen Soldaten hatten, als sie das Schlachtfeld betraten, ob sie sich freiwillig in die Reihen eingegliedert hatten oder unter Zwang, ob sie die Gegner verabscheuten, sie ihr Handeln und das ihres Feldherren als gottgewollt ansahen, ob sie Angst vor Verletzung und Tod hatten oder sich sogar auf den Kampf freuten, konnte solange als nebensächlich gelten, solange der Verband den Befehlen des Feldherren folgte, solange er seine »Funktion« erfüllte. Zweifelsohne spielten zwar die Motive der Soldaten und auch die im Zuge des Kampfes unwillkürlich auftretenden Affekte und Emotionen für den konkreten Verlauf des Kampfes eine wichtige Rolle, weil sie darüber entschieden, unter welchen Umständen die Disziplin zusammenbrach. Und es fehlte deshalb auch nicht an Versuchen, in Krisensituationen die Soldaten, beispielsweise durch das persönliche Auftreten des Feldherrn, zu besonderen Leistungen zu motivieren, damit sie aller Widrigkeiten zum Trotz bei der Fahne blieben. Aber auch für Faktoren, die die Kampfkraft einer Armee erhöhten, standen nicht nur im Ruf, unbeständig und unberechenbar zu sein, sondern konnten nur dann die Kampfkraft tatsächlich erhöhen, wenn sie sich diszipliniert entfalteten.

Entsprechend der mechanischen Konzeption führte die Lineartaktik zu einer Erstarrung der Gefechtsführung, die sich gerade mit ihrer zunehmenden Perfektion bereits im 18. Jahrhundert als mangelhaft vor allem jenseits großer Gefechte herausstellte. Für den Einsatz im so genannten kleinen Krieg waren Lineartruppen ungeeignet, weil dieses Einsatzszenario, neben einer leichteren Bewaffnung und stark reduzierter Marschrüstung von den Soldaten verlangte, dass sie sich als Subjekte im Kampf aktiv engagierten. Ein solches Engagement setzte auf Seiten der Kommandeure ein weitaus größeres Vertrauen in die Bereitwilligkeit und Eigeninitiative der Soldaten voraus, als es im Allgemeinen von den Soldaten in den Lineartruppen erwartet wurde. Auf Seiten der Untergebenen wiederum musste ein weitaus höheres Maß an Einverständnis mit den Zielen des Kampfes wie mit den erteilten Befehlen vorliegen. Die Handlungsfähigkeit von Individuen als Subjekte aktiv zu nutzen, bedeutete im 18. Jahrhundert unter den Vorzeichen der Lineartaktik eine Innovation in der Kriegführung. Neu war nicht die Formierung von Verbänden, die man aufgrund des Marschgepäckes – verhältnismäßig wenig Proviant und Ausrüstung, sowie selten Geschütze – als leichte Truppe bezeichnet und die beispielsweise von den Habsburgern bevorzugt an der österreichischen Militärgrenze zum Osmanischen Reich rekrutiert wurde. Neu waren auch nicht die Einsatzszenarios, wie der Überfall auf einen Versorgungstrupp des Gegners. Neu war, dass trotz gegenteiliger Bemühungen, die der Einhegung des Krieges dienten, die die Lineartaktik als zentrale taktische Einsatzkonzeption hatte, auf leichte Truppen nicht nur nicht verzichtet wurde, sondern ihnen sogar eine besondere Bedeutung im Gesamt-Kriegsszenario zukam. Das Kriegsgeschehen jenseits der Schlachten, dass weitgehend dem kleinen Krieg zugerechnet wurde, gehörte zum bevorzugten Einsatzgebiet der leichten Truppen. Mit ihrem Einsatz sollte den Schwächen in der gegnerischen Kriegführung begegnet werden, die mit der Vorherrschaft der Lineartaktik entstanden waren und durch diese nicht geschlossen werden konnten. Der kleine Krieg und der Einsatz leichter Truppen verlangte ein konzeptionell anderes Verhältnis zur soldatischen Subjektivität.

Wenn auch die Zeitgenossen den kleinen Krieg häufig »als ein Restbestand des irrational Chaotischen« (Kunisch 1973: IX), quasi als Rückfall in alte, überwunden geglaubte Zustände, werteten, so ist zu beachten, dass es sich bei diesen Verbänden in der Regel um keine »wildgewordene Soldateska« handelte, wenn sie beispielsweise in einer Region Streifzüge unternahmen und Vieh stahl. Nicht alle Plünderungen, Brandschatzungen und Drangsalierungen – die Folter (um Informationen abzapressen), Vergewaltigung und das Totschlagen umfassten – wurden zwar von den Kriegsherren gutgeheißen, doch die meisten Gewalttaten der leichten Truppen, unter denen vor allem die ländliche Bevölkerung litt, waren explizit Bestandteil des ihnen erteilten Auftrags. Sie sollten Nahrungsmittel besorgen und das Gebiet, in dem sie operierten, beunruhigen, um die geg-

nerischen Truppen zu schädigen. Exzesse, wie die Brandschatzung der oberpfälzischen Ortschaft Cham 1742 (siehe Rink 1999: 8f.), bildeten lediglich die Spitze einer Kriegsführung, deren Erfolge darauf beruhte, dass sie den Gegner gerade eben nicht nur auf dem Schlachtfeld attackierte und gegen die Regularien des eingehetzten Krieges verstieß.

Die Erfolge der leichten Truppen zwangen die europäischen Kriegsparteien zu einer paradoxen Reaktion. Denn zum einen wollten sie auf die Vorteile, die die Kriegsführung mit leichten Truppen versprach, nicht verzichten und sie warben spätestens seit dem Österreichischen Erbfolgekrieg (1740-1748) entsprechende Verbände an bzw. verstärkten ihre Kontingente. Zum anderen hielten sie aber am Ziel der Einhegung des Krieges fest, da nur sie versprach, dass der Krieg ein rationales politisches Instrument in den Händen der Fürsten blieb. Es mangelte darum nicht an Bemühungen, die leichten Truppen, dieses Element des Chaos, berechenbar zu machen und ihren Handlungsspielraum einzugrenzen. So wurden Reglements erlassen, in denen für die kommandierenden Offiziere detaillierte Handlungsanweisungen formuliert wurden und die Angehörigen der leichten Truppen einem Drill unterworfen, damit sie auch auf dem Schlachtfeld als »rangierte« Truppenteile eingesetzt werden konnten. Es wurden immer mehr leichte Truppen aufgestellt, die nicht nur eigens für einen bestimmten Krieg angeworben, sondern die nun dauerhaft formiert wurden und deshalb zu einem Teil des stehenden Heeres zu zählen sind. Zu vollwertigen Kampfverbänden für die Feldschlacht wurden die infanteristischen leichten Truppen trotz des Drills nicht, weil, so das allgemeine Urteil, sie sich durch das gegnerische Feuer schneller erschüttern ließen als Linienregimenter. Die Bemühungen, die leichten Truppen zu disziplinieren und zu reglementieren, führten dazu, dass einige Verbände in den Rang von Eliteeinheiten aufrückten, zugleich wurden aber auch Klagen laut, dass über all das Exerzieren die primären Aufgaben der leichten Truppen, wie die Ausbildung für das »Patrouillien, Partheyen und Vorposten«, vernachlässigt werden (zitiert nach Rink 1999: 173; siehe auch Kunisch 1973: 41). Eine tatsächlich veränderte Praxis des kleinen Krieges brachte diese Bemühungen nicht mit sich. Weder konnten die leichten Truppen unter die permanente Kontrolle der Befehlshaber gebracht werden, noch wurde die Einhegung des kleinen Krieges auch im Sinne einer Rationalisierung wirklich angestrebt, denn die hier gemachten Erfolge beruhten ja gerade auf dem Umstand, dass die Truppen gegen die bestehenden Regeln verstießen. »Sowohl« die Tatsache, dass die leichten Truppen besonders von und aus dem Land lebten, »als auch die Praxis, wie dies geschah, wurde von den Theoretikern und Praktikern des kleinen Krieges ausdrücklich gebilligt. Hinsichtlich der hierbei vorgenommenen Requisitionen, Geiselnahmen und Repressaliendrohungen bedauerten manche Autoren Land und Bevölkerung, doch alle gaben dann Regeln an, wie diese Maßnahmen am besten auszuführen seien.« (Rink 1999: 391)

Der kleine Krieg genoss er bis zu den Koalitionskriegen (1792-1805/7) bei vielen Zeitgenossen nur das Ansehen einer »taktischen Ausnahmemaßnahme« (Kunisch 1973: IX). Er galt als unvereinbar mit dem »großen« Krieg, und er sollte keinen Eingang in dessen Konzeption finden. In den Jahren nach dem Siebenjährigen Krieg (1756-63) nahm allerdings die Zahl der Kritiker an der Lineartaktik zu. Vor allem in Frankreich, dessen Truppen im Krieg von der preußischen Armee mehrfach besiegt worden waren, wurden Überlegungen angestellt, ob und welche Elemente der Kleinkriegsführung für die Einsatzkonzeption der gesamten Streitkräfte übernommen werden können, damit bei einem erneuten Waffengang auch die preußischen Truppen, die weiterhin an der Lineartaktik orientiert blieben, geschlagen werden können.<sup>1</sup> Auftrieb erhielt die Kritik an der Lineartaktik in und außerhalb Frankreichs auch von der oben erwähnten allgemeinen Neubewertung der Maschinenmetapher. Die an einem mechanischen Modell orientierten Bewegungsabläufe der Truppen wurden nun nicht mehr mit der Vorstellung von Kraft, Ordnung oder Natur assoziiert, sondern zunehmend auch mit Attributen wie erstarrt und leblos versehen, und nicht zuletzt wurde es zum Sinnbild von Unfreiheit und Unterdrückung alles Lebendigen (siehe hierzu Kunisch 1992: 161f.; Kleinschmidt 1999: 64f.). Die Anwendung der Lineartaktik, so ihre französischen Kritiker, setze sklavisches Furcht voraus, die nur mit monarchies despotiques vereinbar sei, »zu der auch die preußische gezählt wurde, während in den monarchies modérées, zu der man die bourbonische Herrschaft in Frankreich rechnete, der bewusste Einsatz freiwillig geworbener Soldaten möglich sein sollte.« (Kroener 1998: 17)

So wichtig zahlreiche taktische und technische Verbesserungen in der französischen königlichen Armee nach 1763 waren – sie betrafen so unterschiedliche Bereiche wie die organisatorische Struktur (Divisionsgliederung) und die Entwicklung leichter Kanonen, womit die Voraussetzung für eine Feldartillerie geschaffen wurde, »die mit der marschierenden Infanterie Schritt halten und daher eine wichtige Rolle auf dem Schlachtfeld übernehmen konnte« (McNeill 1984: 153) – zum Tragen kamen sie erst mit der Französischen Revolution. Erst die Revolution schuf die Voraussetzung zur allgemeinen Mobilisierung, der *levée en masse* (1793), und sie sorgte dafür, dass nach 1789 »innerhalb weniger Jahre fast 90 Prozent des königlichen Offizierskorps die Armee und häufig auch Frankreich« (Kroener 1998: 19; siehe auch Mann 1998: 277) verließen. Mit diesem Offizierskorps wäre der nach 1789 erfolgte Bruch mit der Lineartaktik kaum derart radikal vollzogen worden. An die Stelle des Adels, dem

1 Es gab allerdings auch den Versuch, preußische Disziplinarstrafen, wie das Spießrutenlaufen, in die französische Armee einzuführen. Der Kriegsminister, Claude Louis de Saint Germain (1707-1778), der für dieses Vorhaben stand, sollte aber gerade an dieser Frage scheitern (siehe Kroener 1998: 17; Delbrück Bd. 4, 1920: 511).

fast alle Ränge vom Leutnant aufwärts vorbehalten waren, traten »teils durch Wahl, teils aufgrund des Dienstalters, befähigte Unteroffiziere und bürgerliche Subalternoffiziere« (Kroener 1998: 19), die zuvor keine Chance hatten, bis in die höchsten militärischen Kommandopositionen, aber auch politischen Ämter, zu gelangen. Sie bildeten einen mit den Verbesserungen vertrauten Kader, der schließlich die napoleonische Armee formen und prägen sollte.

Außerhalb Frankreichs sollten die zahlreichen Niederlagen gegen Truppenkontingente der französischen Regierung nach 1792 und später gegen die napoleonischen Truppen grundlegende Revisionen der Linear-taktik erzwingen und zu neuen taktisch-operativen Einsatzkonzepten auch für den »großen Krieg« führen. Neben dem Beispiel, das durch die französischen Streitkräfte gegeben wurde, spielten auch hier die mit dem Einsatz leichter Truppen gemachten Erfahrungen eine wichtige Rolle (siehe Rink 1999: 266f und 393f.). Diese Veränderungen in der Kriegführung, die durch die Französische Revolution bzw. später europaweit durch die Koalitionskriege angestoßen wurden, sind von den Zeitgenossen selber als außerordentlich empfunden worden (Sikora 1999: 153). Auch in der späteren Wahrnehmung wird meist ein grundlegend verändertes Kriegsbild für die darauf folgenden Jahre konstatiert. So wird festgestellt, dass in den Koalitionskriegen zwei verschiedene Kriegsauffassungen aufeinander geprallt sind (Bröckling 1997: 90). Der »Mobilisierung der Leidenschaften« auf Seiten der für die französische revolutionäre Regierung kämpfenden Truppen stand die »Fabrikation disziplinierter Individuen auf systematischer Ausschaltung aller spontaner Regungen« gegenüber (ebd.: 91).

Mit der Französischen Revolution endete die Ära der Kabinetts- und Erbfolgekriege. An ihre Stelle sollten in der Schlussphase der Napoleonischen Kriegen (1805-1815) von Nationalstaaten geführte Kriege treten. Es galt nun nicht mehr, die Bevölkerung aus den Sphären der (Staats-)Politik herauszuhalten, vielmehr sollte nun die männliche Bevölkerung des Landes in einem bis dahin unbekannten Ausmaß für den Soldatendienst mobilisierbar, sprich rekrutierbar werden. Die Angst, dass die Koalitionstruppen die Errungenschaften der Französischen Revolution wieder rückgängig machen würden, wenn es ihnen gelänge, in Paris einzumarschieren, bildete die Voraussetzung für die *levée en masse* (1793). Sie schuf eine zuvor quasi unbekannte Bereitschaft zum Waffendienst, auf der später auch die Institution einer allgemeinen Wehrpflicht für die männliche Bevölkerung beruhte. Auch die Gegner der französischen Republik bzw. des napoleonischen Kaiserreichs sahen sich gezwungen, wenn auch zum größten Teil vorerst nur bis zum Ende der Napoleonischen Kriege, große Teile der männlichen Bevölkerung einer solchen Verpflichtung zu unterwerfen. Die erfolgreiche Durchsetzung dieser Verpflichtung gegenüber der Bevölkerung wiederum setzte zahlreiche administrative Veränderungen des Staates voraus, einen tief greifenden Umbau des politischen und sozialen

Gefüges von Staat und Gesellschaft. Es wird im Folgenden nicht möglich sein, im Detail auf diese Veränderungen einzugehen.

Nachdem im Abschnitt 6.2. näher auf den kleinen Krieg und die leichten Truppen eingegangen und beleuchtet wird, weshalb die an das Subjekt gebundenen Fähigkeiten unverzichtbar für die Kleinkriegführung waren, konzentriert sich die Darstellung im Abschnitt 6.3. auf spezifische Veränderungen der Einsatzkonzeptionen der Soldaten, die ihre Stellung als Subjekte betreffen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Freiwilligkeit der Soldaten, die Bereitschaft, mit der sie sich mit den Zielen des Kampfes identifizierten, zwar die Bereitschaft, gegen den Gegner zu kämpfen erhöhte, für sich genommen jedoch keine Garantie für einen Sieg auf dem Schlachtfeld bot. Dies galt bereits für die Freiwilligen der *levée en masse*. Durch die Freiwilligen konnten zwar die französischen Truppen wesentlich zahlreicher den Koalitionstruppen entgegentreten, aber auch die freiwillig erbrachte individuelle Kampfkraft musste koordiniert und strukturiert werden, einer gemeinsamen Lenkung unterstehen, sich also als disziplinierte entfalten, damit sie dem gegnerischen Verband nicht nur numerisch überlegen war. Als Teil einer koordinierten Kampftätigkeit eines Sozialverbandes blieben die Freiwilligen auf spezifische Weise von den Nachrichten abhängig, über die die Leitung des Sozialverbandes verfügte, von deren Planungen für das Kampfgeschehen, von deren Beobachtungen, wie der Gegner operierte, wie sich die eigenen Verbände schlugen, sowie den Entscheidungen, die aus all den Planungen und Beobachtungen folgten.<sup>2</sup> Ohne die nur unter dem Ancien Régime geschulten Offiziere und die von ihnen vorangetriebenen Reformen der Armeestruktur und –organisation wären die »schieren Massen« der *levée en masse* auf dem Schlachtfeld nicht lenkbar gewesen und hätten »nicht die Siege errungen, die den Revolutionsheeren tatsächlich zufiel.« (McNeill 1984: 149) Selbst wenn Individuen freiwillig kämpfen, müssen sie sich einem Kommando unterstellen und sich auf einen bestimmten Handlungsrahmen festlegen lassen, damit die Kohäsion des Sozialverbandes, sowie eine effektive Anwendung ihrer Destruktionskraft gewährleistet ist. Die Einsatzkonzepte sahen deshalb nicht nur vor, bestimmte Fähigkeiten der Subjekte aktiv für die Kriegführung zu nutzen. Neben einer gewissen Öffnung von Handlungsspielräumen für die Individuen hielten die Einsatzkonzepte an Momenten des Ausschlusses von Subjektivität fest. Für die Exklusion soldatischer Subjektivität sprachen aber auch noch zwei weitere Gründe.

2 Für van Creveld (1985) sind Kommandeure einer Armee neben den unmittelbar auf den Kampf bezogenen Leistungen, die »the maximum of death and destruction on the enemy within the shortest possible period of time and at minimum loss to itself« (ebd.: 6) organisieren sollen, auch für die Beschaffung aller Dinge verantwortlich ohne die es keinen Zusammenhalt der Armee geben würde, wie beispielsweise die Versorgung mit Nahrungsmitteln. Dieser Aspekt bleibt im Weiteren weitgehend ausgeblendet.

1. Die taktisch-operativen Konzepte, die sich im Zuge der Koalitionskriege bzw. Napoleonischen Kriege durchsetzten, setzten auf eine größere Bereitschaft der Soldaten, sich im Kampf zu engagieren, aber sie verließen sich nicht ausschließlich auf die freiwillig erbrachten Kampfleistungen der Individuen. Die Erfolge der französischen Truppen wären zwar ohne die ungleich größere Identifikation der Soldaten mit den Kriegszielen, als sie bei den Söldnerverbänden der absolutistischen Fürstenstaaten üblich war, nicht errungen worden, aber auf Zwangsrekrutierte wurde bei der Aufstellung der Armeen nicht verzichtet. Bei der Ausbildung der Soldaten und in den neuen Führungskonzepten mussten die Kriegsparteien folglich berücksichtigen, dass zahlreiche Soldaten nur unter Zwang ihren Kriegsdienst ableisteten und ihr Leben im Kampf riskierten.

2. Ein weiterer Grund für die Exklusion soldatischer Subjektivität lag in der Möglichkeit begründet, dass die Leidenschaften für den Kriegseinsatz, beispielsweise in Form der patriotischen Gesinnung, »für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben«, im entbehrungsreichen Kriegsalltag und erst recht in lebensgefährlichen Extremsituationen des Kampfeinsatzes schwinden konnte. Ein Indikator für ein Nachlassen solcher Leidenschaften ist die Desertion. Doch auch wenn die Soldaten sich nicht von der Truppe entfernen, mussten die Kommandeure damit rechnen, dass die Soldaten auf andere Weise ihren Unmut ausdrückten.

An erster Stelle ist hier die Möglichkeit zu nennen, dass ein Soldat gegenüber seinen Vorgesetzten den Gehorsam aufkündigt. Für diesen Fall steht den Vorgesetzten eine Reihe von Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung, um den Soldaten zum Gehorsam zu zwingen bzw. um ihn exemplarisch zu bestrafen und damit zu verhindern, dass weitere Soldaten sich sein Handeln zum Vorbild nehmen. Befehlsverweigerung oder gar die Teilnahme an einer Meuterei galten und gelten beim Militär als die schwerwiegendsten Verfehlungen, die ein Soldat begehen kann. Sie wurden und werden als Gefahr für den Bestand der gesamten Organisation gewertet und können bis heute schwerwiegende Strafen nach sich ziehen. Die härtesten Strafen waren und sind für den Fall vorgesehen, dass sich die Befehlsverweigerung unmittelbar auf den Kampfeinsatz bezieht.

So geführtet die offene Verweigerung eines erteilten Befehls ist, als kaum minder gefährlich gelten die verdeckten Formen des Ungehorsams. Sie sind dann zu befürchten, wenn sich die Untergebenen von ihren Vorgesetzten unbeobachtet fühlen, und reichen von der nur schleppenden oder nachlässigen Ausführung eines Befehls bis hin zu seiner Missachtung. Mit dem Abrücken von der Lineartaktik, der neuen Wertschätzung freiwilligen Engagements und der Eigeninitiative von rangniedrigen Soldaten sollten auf dem Schlachtfeld die Chancen, solche verdeckten Formen des Ungehorsams zu praktizieren, steigen. Bei aller Wertschätzung, die das freiwillige Engagements und die Eigeninitiative rangniedriger Soldaten nach der Französischen Revolution erfuhr, die Furcht von dieser Kehrseite

soldatischer Subjektivität fand ihren Niederschlag in einem bis heute anhaltenden unablässige Kontrollbedürfnis gegenüber den Soldaten. Der Alptraum eines jeden Vorgesetzten, dass die Untergebenen nicht gehorchen, wenn er ihre Handlungen nicht beobachten kann, förderte ein Festhalten an »geschlossenen Truppenkörpern« (Delbrück), an Einsatzformen, die die Sichtbarkeit der Soldaten für die Vorgesetzten garantieren sollten. Das Bemühen, unablässig das Handeln der Soldaten zu kontrollieren und zu sanktionieren, um den Eigensinn soldatischer Subjektivität zu begrenzen, konnte wichtiger sein als die Vermeidung von Verlusten und die Steigerung von Kampfkraft.

## 6.2. Die leichten Truppen und der kleine Krieg

Die Anwendung der Lineartaktik führte zu einer Spezialisierung vor allem bei den Infanterieverbänden. In ihrer Ausbildung wurden die Infanteristen auf den Einsatz in der geschlossenen Formation vorbereitet. Durch den Drill sollte sowohl ein Höchstmaß an Perfektion bei der Ausführung der angeordneten Bewegungsabläufe erreicht sowie ihre Standfestigkeit im Gefecht erhöht werden. Es erschien deshalb wenig opportun, die Soldaten auf verschiedene Gefechtssituationen vorzubereiten, zumal die Gefechte jenseits einer offenen Feldschlacht spezifische Anforderungen an die Struktur und die Bewaffnung der Verbände stellten und, was vielleicht noch schwerer wog, hier die Soldaten Handlungsweisen zeigen mussten, die der Prägung auf die Lineartaktik diametral widersprachen.<sup>3</sup> Je mehr ein Verband durch seine Ausbildung und Ausrichtung primär auf den Einsatz in der Schlacht vorbereitet wurde, desto eher wurde es sinnvoll, für die Aufgaben jenseits der Schlacht ebenfalls dafür spezialisierte Verbände heranzuziehen. Es ist kein Zufall, dass die Hochphase des kleinen Krieges als taktisches Instrument der Kriegführung und die leichten Truppen als deren bevorzugte Träger mit der vollständigen Ausformung der Lineartaktik sowie der Reglementierung der Heere, die in »starrer Ordre de Bataille nicht nur kämpfte[n], sondern auch marschierte[n], lagerte[n] und die taktische, vielfach an die Stelle von Feldschlacht tretenden Manöver ausführende[n]« (Kunisch 1973: 6), zusammenfiel. Sie umfasste den Zeitraum von circa 50 Jahren zwischen dem Österreichischen Erbfolgekrieg (1740-1748) und dem Beginn der Koalitionskriege (1792). Die zunehmende Bedeutung, die

3 Dies schloss einen Wechsel von einem Linienverband beispielsweise zu einem Freikorps keineswegs aus. So berichtet Dreyer, dass er und andere preußische Soldaten seines Regiments im Siebenjährigen Krieg von seinem Vorgesetzten an ein Freibataillon »vertauscht« wurden. »Das war mir auch ganz recht, denn die Wahrheit zu sagen, unter der Muskete hatte ich nicht viel getaugt; ich liebte die Freiheit zu sehr« (Dreyer 1810: 23). Er wurde »Chef« einer 27köpfigen »Streiparthie«, deren Bewaffnung und Ausrüstung er dem geänderten Auftrag anpasste.



die leichten Truppen in dieser Zeit gewannen, kündete von den Schwächen der Lineartaktik und dem Bemühen, sie zu überwinden.

Der Versuch von Rink, mit einer an der Heeresdienstvorschrift der Bundeswehr orientierten Terminologie die typischen Aufgaben des kleinen Krieges zu benennen, macht vor allem deutlich, was der kleine Krieg nicht war: unbedeutend und randständig. »Der Kleine Krieg umfasst alle Bereiche der ›Allgemeinen Aufgaben im Einsatz‹, vor allem das Halten oder Herstellen von Verbindungen, die Sicherung, Gefechtsaufklärung und Geländeerkundung.« (Rink 1999: 85f.). Weiterhin umfasste er, so Rink, das ›Lösen vom Feind‹, das Begegnungsgefecht, und den Jagdkampf.<sup>4</sup> Aus dem Blick einer solchen Aufgabenbeschreibung gerät leicht, dass die Unternehmungen im kleinen Krieg des 18. Jahrhunderts nicht nur auf die gegnerischen Soldaten zielten, sondern auch auf die Zivilbevölkerung. Die (ländliche) Zivilbevölkerung wurde von den Angehörigen der leichten Truppen nicht nur drangsaliert, weil die Verbände nicht über einen Tross verfügten und sich deshalb ›aus dem Land ernähren‹ mussten oder weil sie Beute machen, also aus gewaltsam angeeigneten Gütern einen privaten Nutzen ziehen wollten.<sup>5</sup> Die Beitreibung von Kontributionen wie das ›Ausfouragieren‹ von Landstrichen, um den gegnerischen Truppen das Marschieren durch die verwüstete Region zu erschweren (siehe Rink 1999: 171),<sup>6</sup> konnten ebenso Teilziele der Operationen im gegnerischen Gebiet sein.

Die Größe der Verbände variierte sehr stark. Ein Verband konnte 20, aber auch mehrere 100 Mann umfassen (ebd.: 83f.). Es konnte sich um infanteristische oder auch um berittene Soldaten handeln. Der Anteil dieser beiden Truppengattungen an den leichten Truppen schwankte von Kriegspartei zu Kriegspartei. So bestand bei der preußischen Armee die Masse

4 Unter Begegnungsgefechten sind Kämpfe zu verstehen, in denen die Gegner aus der Bewegung heraus aufeinander treffen. Beide Seiten verfügen deshalb auch nicht über Stellungen, von denen aus sie den Gegner attackieren bzw. von denen sie sich verteidigen können. Unter einem Jagdkampf sind Operationen innerhalb des vom Gegner kontrollierten Gebietes zu verstehen. Sie dienen der Aufklärung und sollen zugleich den Gegner durch Handstreichs und Hinterhalte schädigen und verunsichern.

5 Dass die Bezeichnung Husar für eine der bekanntesten Reiterverbände, die den leichten Truppen zugerechnet werden, nicht nur auf das ungarische Zahlwort für zwanzig (*húsz*) zurückgeführt wird, sondern ebenso häufig auf das ungarische *huszár* für Straßenräuber und damit auf das mittellateinische *cursarius* für Seeräuber ist dieser Praxis der leichten Truppen geschuldet (siehe Duden ›Etymologie‹, hrsg. von Drosdowski (1989)). Aus Sicht der Landbevölkerung dürften die Differenzen zwischen lizenziertem und illegalem Raub unerheblich gewesen sein.

6 Eine derartige Zielsetzung ist in der Heeresdienstvorschrift nicht zu finden. Es handelt sich bei solchen Maßnahmen nach heutigem Rechtsverständnis um Kriegsverbrechen. Siehe beispielsweise II. Zusatzprotokoll zu den Genfer Abkommen vom 12.8.1949; § 13, Schutz der Zivilbevölkerung.

der leichten Truppe aus Kavallerie, während die habsburgerische Armee über sehr viele infanteristische Verbände verfügte (ebd.: 166). Mitunter wurden im Rahmen der Kleinkriegführung auch »kombinierte Verbände aus leichten und regulären Truppen gebildet und mit Artillerie ausgestattet« (Kunisch 1973: 19f.), so genannte Detachements, die in der Lage sein sollten, den gegnerischen Verbänden offensiver gegenüberzutreten und ihnen »an Stellen Schaden zuzufügen, die außerhalb des begrenzten Operationsfeldes der kleinen Truppenabteilungen lag.« (Ebd.) Beim preußischen Heer wurden insbesondere Grenadier- und Füsilieregimenter<sup>7</sup> zur Sicherung großer Marschkolonnen vor Angriffen leichter Truppen eingesetzt, weil es über zu wenige infanteristische leichte Truppen verfügte, um ihnen ebenfalls mit leichten Truppen entgegenzutreten. Die Husaren hatten in diesem Fall über den Standort des Gegners aufzuklären und für die weitere Sicherung des Verbandes zu sorgen, während die Linienregimenter in ihrer geschlossenen Formation, die in zerstreuter Fechtweise kämpfenden leichten Truppen des Gegners angriffen. Diese spezifische Gefechtssituation erlaubte es den Linientruppen wohl auch, die ansonsten kompakte Formation zu lockern.<sup>8</sup>

Zu den leichten Truppen gehörten sowohl Verbände, die zum stehenden Heer zu rechnen sind, aber auch solche, die erst im Zuge eines Krieges formiert wurden. Vor allem die ad hoc angeworbenen bzw. aufgestellten Verbände genießen in der Literatur einen überwiegend schlechten Ruf. In ihnen habe sich »alles mögliche Gesindel, dem es vor allem um das Beutemachen ging« (Regling 1979: 59) gesammelt. Und Delbrück schreibt, dass die preußischen Freikorps bzw. Freibataillone<sup>9</sup>, die im Zuge des Siebenjährigen Krieges aufgestellt wurden, aus »Abenteurern, Deserteuren, Vagabunden (bestanden), die sich von der regulären Infanterie nur dadurch auszeichneten, dass ihnen das fehlte, was diese stark machte, nämlich die Disziplin.« (Bd. 4, 1920: 364) In diesen abschätzigen Urteilen klingt die zeitgenössische Auffassung von einer »zivilisierten« Kriegführung nach, die in der Kleinkriegführung einen Rückfall in die Barbarei sah, die deshalb auch am besten von rückständigen Völkern wie den Kroaten beherrscht werde (siehe Rink 1999: 100). Der Umstand, dass sie die Konfrontation mit regulären Truppen mieden, führte zu weiteren moralisch

7 Bei den Grenadiern handelte es sich um Soldaten, die sich freiwillig gemeldet hatten, Handgranaten auf die Gegner zu werfen, was für die Werfer recht gefährlich war. Füsiliere waren Infanteriesoldaten, die mit kürzeren und deshalb leichteren Gewehren ausgestattet waren. Man kam nicht als Rekrut zu diesen Verbänden, sondern erst, nachdem man sich schon längere Zeit als Soldat bei der Truppe befand.

8 Ich greife hier einen Hinweis von Sascha Möbius auf, der von einer größeren Flexibilität der Lineartaktik in der Praxis ausgeht, als sie sich aus dem Studium der Reglements ableiten lässt.

9 Als Freibataillone wurde Verbände bezeichnet, die keinem bestimmten Regiment zugeordnet waren.

entwertenden Äußerungen, die sich dann insbesondere auf die leichten Truppen des Gegners bezogen. So klagte der preußische Kommandeur Ferdinand von Braunschweig (1721-1792) die gegnerischen Panduren und Kroaten im 2. Schlesischen Krieg (1744/45) an: »Sie haben uns mit ihren Flinten zwei Leute verwundet, indem sie immer wie Diebe und Räuber hinter Bäumen versteckt sind und sich nie im offenen Felde zeigen, wie es braven Soldaten geziemt« (zitiert nach Kunisch 1973: 27).<sup>10</sup>

Bei den leichten Truppen befanden sich grundsätzlich keine zum Dienst gepressten Soldaten. In den Freikorps befanden sich aber vermutlich tatsächlich viele Deserteure, für die ihre Zugehörigkeit zum jeweiligen Freikorps nur eine Durchgangsstation für eine weitere Flucht zur nächsten Kriegspartei war. Für sie gilt, wie für viele andere Soldaten, dass sie nicht durch die Anwendung unmittelbarer Gewalt »unter die Fahne« gezwungen werden mussten, weil sie aus zivilen Lebensbezügen heraus gefallen waren.<sup>11</sup> Mag bei zahlreichen Angehörigen der leichten Truppen auch das Motiv nach einem Abenteuer und ähnliches mehr eine gewisse Rolle gespielt haben, so wird bei ihnen das Soldatentum, wie bei den Schweizer Söldnern des 14./15. Jahrhunderts (siehe Abschnitt 4.3.), vor allem aufgrund der Armut und den mehr als bescheidenen Perspektiven, das für sie ein Leben jenseits des Kriegsdiensts bereit hielt, anziehend gewirkt haben. In den Augen vieler ihrer adligen Offiziere galten diese Angeworbenen, die wenig Anlass hatten, riskante Befehle ihrer Vorgesetzten auszuführen, aufgrund ihrer Unzuverlässigkeit oft als »Abschaume des menschlichen Geschlechts« (Rink 1999: 105, der hier Johann von Ewald zitiert). Ein solch negatives Urteil galt nicht für Truppen wie die preußischen Jäger. Sie galten als Elitetruppe, weil sie relativ zuverlässig die ihnen erteilten Befehle ausführten. In ihren Praktiken im kleinen Krieg unterschieden sie sich aber prinzipiell nicht von den anderen leichten Truppen. Rekrutiert wurden die Jäger unter den einheimischen Forstbeamten-Anwärtern, deren Väter häufig bereits im Forstdienst arbeiteten und die mit ihrer Dienstleistung die Aussicht auf eine Anstellung verbanden, was vermutlich entschieden ihre Loyalität erhöhte. Sie waren »allein dadurch über die Kameraden der anderen Waffengattungen herausgehoben [...], dass sie nicht den zunehmend als entehrend empfundenen Körperstrafen unterworfen waren.« (Regling 1979: 61)

10 Wie sehr solche moralischen Entrüstungen nur die Praxis des Gegners im Auge hatte, wird daran deutlich, dass bereits fünf Jahre zuvor der preußische König Friedrich II., also der Landesfürst von Ferdinand, mit den Jägern eine Einheit aufgestellt hatte, die als Scharfschützen bevorzugt gegnerische Offiziere erschoss (siehe hierzu auch Luh 2004: 147f.).

11 Zur Herkunft der freiwilligen Soldaten siehe Sikora (1996: 218f.). Der Eintritt in die Armee markierte häufig keine Lebensperspektive im Sinne einer Berufswahl, sondern war als eine begrenzte Lebensphase, als eine vorübergehende Notlösung gedacht.

Eine andere Sonderstellung nahmen die Verbände ein, die aus Kosaken und anderen Grenzvölkern zusammengestellt wurden. Es war vor allem der wirkungsvolle Einsatz kroatischer Verbände auf Seiten der Habsburger Monarchie im Österreichischen Erbfolgekrieg, der die anderen europäischen Staaten dazu animierte, ihrem Beispiel zu folgen und ebenfalls leichte Truppen auszuheben.

Die Kampfweise der ›Kroaten‹ hatte sich im Zuge der dauernden Kämpfe an der Militärgrenze zum Osmanischen Reich etabliert, und die Einsatzbereitschaft der Grenzsoldaten beruhte auf zahlreichen Privilegien, die ihnen gewährt wurden (siehe Sikora 1996: 254). Ihre Rekrutierung in der Grenzregion sorgte für ein hohes Maß an sozialer Homogenität, die einher ging mit verwandtschaftlichen Bindungen und die für eine soziale Kohäsion der Verbände sorgte, um die die anderen Kriegsparteien die Habsburgermonarchie beneideten. »Diese besondere ›Kette‹ unterwarf die einzelnen Soldaten den engen Regeln traditionell geprägter Wertvorstellungen, deren Verletzung zugleich mit harten Sanktionen bestraft wurde.« (Ebd.: 309) Die Loyalität der Kroaten galt aber in erster Linie der eigenen Gruppe und nur in zweiter Linie richtete sie sich »auf die Habsburger Kriegsherren, denen sie durch vertragliche Verpflichtungen und durch den Schutz ihrer Privilegien verbunden waren.« (Ebd.) Wenn diese Vereinbarungen verletzt wurden, dann war es schnell mit ihrer Loyalität zu den Habsburgern vorbei. Aber auch für diesen Fall lässt sich eine Besonderheit der Kroaten ausmachen. Sie liefen dann nicht zur gegnerischen Kriegspartei über, sondern kehrten in die Grenzregion zurück.

Wenn die leichten Truppen nicht eigenständig operierten, um zum Beispiel im vom Gegner beherrschten Territorium dessen Versorgungswege unsicher zu machen, hatten sie die Aufgabe, für die Hauptstreitmacht Patrouillen durchzuführen und vor dem Feldlager der Armee Vorposten zu beziehen. Sie sollten auf diese Weise das eigne Heer und dessen Versorgung vor Angriffen gegnerischer leichter Truppen schützen und Informationen über die Stärke, Planungen und den Standort der Armee des Gegners gewinnen. Die Präsenz der leichten Truppen im Umfeld der Armee galt aber nicht nur der Abwehr überraschender Operationen des Gegners und der Erkundigung des näheren Umfeld. Durch ihre Anwesenheit sollten die eigenen Soldaten von einer Desertion abgeschreckt bzw. an der Flucht gehindert werden. So wies beispielsweise der preußische König Friedrich II. seine Truppenkommandeure an, Husaren-Patrouillen um das Lager ›gehen‹ zu lassen und beim Marsch durch bewaldetes Gelände (›wenn die Infanterie ein Holtz passiret‹) an dessen Seite aufzuziehen (Friedrich II. 1747: 4). Die gleiche Aufgabe wurde ihnen zumindest wiederholt bei den preußischen Truppen zugewiesen, wenn die Linientruppen eine Schlacht schlugen. Meistens hatten sie dann dafür zu sorgen, dass die ›Ausreißer‹ wieder auf das Schlachtfeld zurückkehrten, und es wird sogar in einem Fall davon berichtet, dass sie hinter der Infanterie Stellung bezie-

hen sollten, um die Soldaten in die Schlacht zu treiben (siehe Möbius 2004: 344; Regling 1979: 63).<sup>12</sup>

Auf dem Schlachtfeld galten vor allem die infanteristischen Verbände der leichten Truppen wenig. Ihnen wurde nur eine geringe Kampfkraft in der Feldschlacht zugesprochen. Auch galt mit der Ausbildung der Linear-taktik ihr Einsatz als Plänkler, der zuvor eine Domäne von leicht bewaffneten und in zerstreuter Gefechtsweise kämpfenden Verbänden war, als unpraktikabel. Das Ausschwärmen vor die eigenen Linien, die für Plänkler typischen Attacken auf den Gegner, die in seinen Reihen Unruhe hervorrufen sollten sowie das schnelle Zurückweichen, bevor dieser massiv gegen die Plänkler vorgehen konnte, drohte nun bei den eigenen Soldaten für Verwirrung zu sorgen, wenn die Plänkler versuchten, sich hinter die dicht an dicht in Linie stehenden Soldaten zurückzuziehen, bevor die Konfrontation zwischen den in geschlossener Formation stehenden Verbände begann. Ihr Einsatz als geschlossener Verband auf dem Schlachtfeld galt als Notbehelf, weil man davon ausging, dass ihre geschlossene Formation schneller als bei den Linienregimentern zerbrach. Damit ihre Geschlossenheit in einer Schlacht länger erhalten blieb, wurde deshalb beispielsweise vorgeschlagen, sie von Linientruppen einzurahmen (Kunisch 1973: 21). Eine etwas größere Rolle auf dem Schlachtfeld spielten die berittenen Verbände der leichten Truppen. Je »mehr Wert auf Schnelligkeit und Länge der Reiterattacke gelegt wurde,« weil die Erfahrung gezeigt hatte, dass schnell ausgeführte Attacken mit Säbeln und anderen Blankwaffen bei Infanteristen mehr Angst auslösten, als wenn sie mit Schusswaffen angriffen, und damit ihre Chancen stiegen, in die gegnerischen Linien einzubrechen, »desto mehr empfahl es sich, hierfür die leichten Reiter heranzuziehen« (Regling 1979: 62). Dazu mussten die Verbände allerdings eine besondere Ausbildung erfahren, die sie zur Attacke in einer geschlossenen Formation befähigen sollte, und deshalb wurden nur einige dauerhaft formierte Kavallerieeinheiten wie die preußischen Husaren auf dem Schlachtfeld nicht nur zum Flankenschutz eingesetzt, sondern auch um den Gegner anzugreifen (ebd.).

Hinterhalte, Überfälle und das Gefecht aus gedeckten Positionen heraus gehörten zu den bevorzugten Gefechtsformen der leichten Truppe. »Ihre Stärke waren Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit, Listigkeit und

12 Spuren dieser Tätigkeit der leichten Truppen haben sich bis heute im Sprachgebrauch erhalten. Die Bezeichnung »Feldjäger« für die deutsche Militärpolizei geht auf die preußischen Jäger des 18. Jahrhunderts zurück. Abgesehen von Verbänden wie den preußischen Husaren und Jägern waren Desertionen bei den Soldaten der leichten Truppen keineswegs selten. Nach einer Liste, die den »Gesamt-Abgang« des im hannoverschen Dienst stehenden Lucknerschen Husarenkorps verzeichnet – es wurde im Siebenjährigen Krieg angeworben und bestand zwischen 1757 und 1762 – sind über 40 Prozent der Husaren desertiert (Horstmann 1997: 181). Die aufgelöste Gefechtsweise habe bei den Freikorps die Desertion begünstigt, so Kunisch (1973: 30).

Dreistigkeit, die Voraussetzungen der sprichwörtlichen Husarenstreiche.« (Sikora 1996: 41) Zu ihrer Anpassungsfähigkeit gehörte, dass sie es vermieden, sich in lang anhaltende Gefechte verwickeln zu lassen, bei denen die Gefahr extrem hoch war, vom Gegner mit überlegenen Kräften festgesetzt und anschließend aufgerieben zu werden. Nicht Standhaftigkeit war darum die Tugend, auf die es ankam, sondern die Fähigkeit, sich vom Gefechtsfeld zurückzuziehen: Hinter natürliche Barrieren, wie Flüsse oder in Wälder bzw. zu den eigenen Hauptverbänden. Was bei den Linientruppen als ehrlose Flucht galt, schuf bei den leichten Truppen erst die Voraussetzung für weitere Unternehmungen gegen den Gegner. Für eine erfolgreiche Kleinkriegsführung mussten die leichten Truppen ihr Handeln an die vor Ort angetroffenen Bedingungen anpassen können. Sie verlangte von ihnen als Angreifende, dass sie die Gegebenheiten der Topographie nutzten, die klimatischen Bedingungen berücksichtigten. Sie verbargen ihre Gegnerschaft, indem sie sich verkleideten, und sie optimierten den Erfolg des Unternehmens, wenn sie sich spontan ergebende Chancen nutzten und auch auf unerwartet auftauchende Gefahren reagieren konnten.<sup>13</sup> Nur wenn alle an der Unternehmung Beteiligten große Sorgfalt walten ließen, war es möglich, den Gegner zu überraschen. Das Ideal eines gelungenen Überfalls beziehungsweise Hinterhalts bestand in der völligen Überrumpelung des Gegners, so dass die Angegriffenen sich ohne Gegenwehr ergaben. List und Überraschung sind deshalb in der Kleinkriegsführung nicht nur das Werk der Dispositionen eines Vorgesetzten, sondern hingen vom Handeln aller Akteure ab.

Die Vorgesetzten erteilten zwar vor Überfällen und dergleichen Unternehmungen Befehle, ihre Kontroll- und Sanktionsmöglichkeiten wurden aber durch den Typus dieser Operationen eingeschränkt. Im Vorfeld eines Angriffs mussten sich die Soldaten im Raum verteilen, um beispielsweise aus verschiedenen Richtungen gleichzeitig angreifen zu können, und die Möglichkeiten nutzen, sich im Gelände zu verstecken, um den Gegner überraschen zu können bzw. ihm möglichst kein Ziel zu bieten. Die Offiziere konnten deshalb zu den ihnen unterstellten Soldaten keinen permanenten Sicht-, möglicherweise auch keinen Rufkontakt aufrechterhalten. Es konnte darüber hinaus auch geschehen, dass die Soldaten – ohne Rücksprache mit ihren Vorgesetzten halten zu können – auf unvorhergesehene Ereignisse reagieren, also Eigeninitiative entwickeln mussten, um den Erfolg des Unternehmens nicht zu gefährden. Im kleinen Krieg galt es nicht, nach starren Regeln zu handeln, sondern (vom Gegner) unvorhergesehene Situationen zu erzeugen und selber mit unerwarteten Konstellationen fertig zu werden. Die Anführer der leichten Truppen mussten von ihren Unterge-

13 So berichtet Dreyer, er habe als Angehöriger seines Kommandos, die Soldaten ausgewählt, die ihm am »klügsten, kühnsten und schlauesten, die im Stande waren, sich in jede Form zu schmiegen, jede Gestalt anzunehmen« (1810: 27) erschienen.

benen verlangen, dass sie ihre leibgebundenen sensorischen Fähigkeiten, wie das Hören, Sehen und Riechen nutzten, um die Situation wahrzunehmen. Sie mussten sich ihrer Fähigkeit bedienen, das Wahrgenommene in Beziehung zu den intendierten Taten zu setzen, die jeweilige Situation stets neu zu reflektieren und sie gegebenenfalls durch das eigene Handeln abermals zu verändern. Die Bewältigung der offenen Situationen, die im kleinen Krieg immer wieder entstanden, verlangte von den Angehörigen einen kreativen Umgang mit der neu entstandenen Situation. Dies konnte wiederum nur gelingen, wenn sie, um Plessners Terminologie aufzugreifen, ihre Fähigkeit als freibewegliche Organismen zu einem aktiven Verhalten gegenüber ihrer Umwelt entfalten, als eigensinnige Subjekte das Geschehen mitgestalteten.

Der kleine Krieg verlangte sowohl von den ansonsten subalternen Offizieren wie von ihren Untergebenen ein im Rahmen der Lineartaktik unbekannt hohes Maß an Eigeninitiative. Die Anführer eines selbstständigen Kommandos mussten in die Fähigkeiten und auf die Bereitschaft zum Engagement ihrer Untergebenen vertrauen, die wiederum zuverlässig unter den gegebenen Umständen und im Sinne des Auftrags zu handeln hatten. Die Untergebenen ihrerseits mussten auf die Fähigkeiten ihres Vorgesetzten bauen, dass er die richtigen Dispositionen für die Operationen trifft. Es wird deshalb in der zeitgenössischen Literatur betont, dass sich der Umgang der Offiziere mit den Soldaten nicht auf eine bloße Dienstaufsicht beschränken dürfe. Um die Einsatzbereitschaft der Untergebenen auch unter widrigen Bedingungen zu erhalten, müssten sie die Schwächen wie die Stärken der einzelnen Soldaten kennen lernen und verstehen, sie zu motivieren (siehe Rink 1999: 109f.). Die zahlreichen Klagen über die Unzuverlässigkeit der Angehörigen der leichten Truppen zeigen an, wie häufig das Zusammenspiel all dieser Bedingungen nicht gelang.

Die hier dargelegte Kleinkriegsführung des 18. Jahrhunderts teilt mit dem Kampf der Guerilla, die nach allgemeiner Lesart mit dem 19. Jahrhundert einsetzte,<sup>14</sup> dass sie nicht geeignet war, die gegnerischen Streitkräfte zu zerschlagen. Sie unterschied sich aber von der heutigen Kleinkriegsführung darin, dass sie von den Krieg führenden Staaten selber betrieben wurde und ihr in den Augen der zeitgenössischen Kriegsherren allenfalls eine unterstützende Aufgabe im Rahmen des eingeehten Krieges zufiel. Über den Ausgang des Krieges sollten die Kämpfe entscheiden, in denen sich ihre Linienverbände gegenüberstanden. Die spezifische Verschränkung des ›kleinen‹ mit dem ›großen‹ Krieg im 18. Jahrhundert, seine

14 Die Bezeichnung Guerilla geht auf das spanische Wort für Kleinkrieg (*guerilla*) zurück. Es fand erstmals im Zuge der Kämpfe auf der iberischen Halbinsel gegen die napoleonischen Truppen (1808-1813) Eingang in die deutsche Sprache und wurde in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem aufgrund zahlreicher Guerilla-Bewegungen in Mittel- und Lateinamerika erneut gebräuchlich.

Rezeption als ein Krieg der Unzivilisierten, der Wilden, erleichterte es aber zugleich auch, die Prinzipien der Kleinkriegführung als Steinbruch für neue Konzeptionen der Streitkräfte zu nutzen. Nötig wurden innovative Konzepte in dem Moment, als die Armee nicht länger ausschließlich ein Instrument in den Händen der Fürsten zur Verfolgung dynastischer Herrschaftsansprüche sein konnte. Ohne eine ›Mobilisierung der Leidenschaften‹, ohne ein bis dahin im ›großen‹ Krieg nicht gewolltes Engagement der Soldaten, ohne ihre Einbeziehung als aktiv Handelnde, waren nach der Französischen Revolution in Europa keine Kriege mehr zu gewinnen.

### 6.3. Transformationen und Kontinuitäten

Dass die Lineartaktik Schwächen aufwies, wurde schon im 18. Jahrhundert gesehen. Es fehlte deshalb auch nicht an Kritik und Vorschlägen, wie ihre Mängel zu beheben seien. Anstöße für Veränderungen der dominanten Einsatzkonzeption speisten sich aus sehr unterschiedlichen Quellen. In Frankreich trieben die Niederlagen im Siebenjährigen Krieg gegen das preußische Heer zahlreiche Reformmaßnahmen voran. Weitere Anstöße kamen von den Erfahrungen, die in den Kämpfen auf dem nordamerikanischen Kontinent gemacht wurden. So hatten die britischen Truppen vor allem aus dem britisch-französischen Krieg zwischen 1754 und 1763 und dem Unabhängigkeitskrieg (1776-1783) die Konsequenz gezogen, ihre Truppen nur noch in zwei und nicht wie sonst üblich in drei Reihen in Linie aufzustellen. Auch wurde der Abstand zwischen den Soldaten, die nebeneinander und hintereinander standen, vergrößert, damit die so gruppierten Soldaten im ansonsten unwegsamen Gelände vorrücken konnten. Die Entscheidung zur Auflockerung der Formation wurde auf dem nordamerikanischen Kriegsschauplatz dadurch erleichtert, dass hier keine Attacken schwerer Reiterei zu erwarten waren. Obendrein wurden ungewöhnlich häufig in Linie kämpfende Verbände mit leichten Truppen zusammen eingesetzt (Möbius 2004b). Durch die häufige Kombination leichter Truppen mit Linieneinheiten machten die britischen Truppen und insbesondere deren Offiziere intensive Erfahrungen, wie die Lineartaktik flexibilisiert werden kann, was aber bis auf Ausnahmen, wie die der hessischen Verbündeten, vorerst keine Auswirkungen auf die Kriegspraktiken auf dem europäischen Kontinent hatte.<sup>15</sup>

Ähnlich folgenlos für die Einsatzkonzeptionen auf dem Kontinent blieb auch die eigenständige Rolle, die der kleine Krieg im Kampf der Siedler gegen die britischen Truppen und ihre Verbündeten spielte. Eigen-

15 Zu den hessischen Söldnern, siehe Möbius: 2004b; Regling schreibt, dass die europäischen Offiziere, die aus den USA zurückkehrten, aufgrund ihrer Erfahrungen sich später für Militärreformen aufgeschlossen zeigten. Sie gehörten oft der leichten Infanterie an (1979: 155).



ständig war der Kleinkrieg, weil er nicht bzw. nur in Teilen in den Kampf der Linientruppen eingebettet war. Die Operationen dieses Kleinkrieges wurden überwiegend von Akteuren ausgeführt, die nicht dem militärischen Oberkommando der Continental Army unterstanden. Sie rekrutierten sich aus lokalen Milizen, die von den Kolonisten als Selbstschutz gegen Angriffe von Eingeborenen und im Zuge des Britisch-Französischen Krieges gegen französische Truppen aus Kanada organisiert wurden. Die Milizen bildeten in der Fläche der zukünftigen Bundesstaaten das Rückgrat des militärischen Widerstandes gegen die britischen Truppen. Als lokale Milizangehörige gehörten sie nicht zur Militärorganisation des Bundeskongresses. Sie ließen sich deshalb nicht oder nur sehr schwer durch Aufträge und Weisungen von Seiten der Continental Army in die militärischen Planungen einbinden, was zu entsprechenden Klagen über Disziplinosigkeit und Insubordination führte. Trotz der ersten Erfolge der Milizverbände gegen britische Truppen, die viel Aufmerksamkeit auf sich zogen, hatten sie auf die konzeptionellen Überlegungen zum europäischen Militär allenfalls einen geringen Einfluss, weil der Erfolg der nordamerikanischen Siedler sich auf die hier herrschenden besonderen Bedingungen des Kriegsschauplatzes zurückführen ließ. Hierzu gehörte, dass es den Siedlern möglich war, sich aus den Städten an der Küste vor der überlegenen britischen Streitmacht zurückzuziehen und den Kampf im unwegsamen Landesinneren fortzusetzen. Die Annahme, diese Form des Kleinkrieges sei für die europäischen Kriege irrelevant, wurde durch die Wahrnehmung Nordamerikas als einem »zivilisationsfernen« Land begünstigt. Der hier praktizierte Kleinkrieg und damit enthegte Kriegszustand erlaube deshalb, so die Argumentation, keine Rückschlüsse für das zivilisierte Europa (Regling 1979: 154). Ein weiterer Grund, dem Kleinkrieg nicht viel Aufmerksamkeit zu widmen, ist in dem Umstand zu sehen, dass der Unabhängigkeitskrieg am Ende durch eine Belagerung und durch Gefechte zwischen den englischen Truppen und der Continental Army und ihren französischen Verbündeten entschieden wurde (Yorktown 1781). Im Übrigen entsprach die geringe Beachtung, die der Kleinkrieg in Europa erfuhr auch dem Interesse der politischen Führung der USA. Sie stand ihm von Beginn an selber skeptisch bis ablehnend gegenüber, weil sie sich von ihm keinen Erfolg gegen die britischen Kolonialtruppen versprach und fürchtete, er könne ein Hindernis für die Anerkennung durch die europäischen Staaten sein. Es gehörte auch nicht zum Selbstverständnis der militärischen Führung, den Gegner in einen Abnutzungskrieg zu verwickeln und zu schwächen, auch wenn George Washington (1732-1799) widerstrebend einsah, »dass die Partisanen ihn [Washington, d.A.] wesentlich entlasteten und dem Unabhängigkeitskampf stets neue Kräfte und Impulse zuführten.« (Schmidt 2003: 170) Nach dem Krieg erschien es ebenfalls wenig opportun, die Bedeutung des Kleinkrieges für die Unabhängigkeit zu betonen, hatte er doch in weiten Teilen des Landes zu bürgerkriegsähnlichen Ver-

hältnissen mit zahlreichen Gewaltexzessen geführt und seine Spuren in der politischen Kultur hinterlassen. So waren in den 80er Jahren viele ehemalige Milizionäre an agrarischen Sozialbewegungen beteiligt, die ihrem Protest mit Waffengewalt Ausdruck verliehen (siehe Schmidt 2003: 171; Krippendorff 1985: 97f.).

Die Continental Army, die »für die Zeitgenossen der sichtbare Ausdruck des Unabhängigkeitswillens der Nordamerikaner« (Wohlfeil 1964: 35) war, unterstand dem Bundeskongress. Ihre Hauptstreitkräfte sollten aus Linientruppen bestehen. Hierzu wurden Rekruten angeworben, die sich dauerhaft zum Kriegsdienst, das bedeutete »auf drei Jahre oder Kriegszeit«, verpflichteten.

»Man verließ sich nicht nur auf das patriotische Gefühl, sondern zahlte einen hohen Sold und versprach den neuen Linien Soldaten, sie nach dem Kriege mit beachtenswertem Landbesitz zu belohnen. [...] Kongress und militärische Oberbefehlshaber mussten sich der antiabsolutistischen Haltung der Bürger beugen und sich bemühen, die unumgänglichen militärisch-technischen und taktischen Erfordernisse für den Kampf gegen eine intakte Linienarmee mit dem rationalen und materiellen Denken der Masse der Siedler zu verbinden.« (Wohlfeil 1964: 34)

Zu den militärisch-technischen und taktischen Erfordernissen gehörte die Formierung der Truppe zu einem geschlossenen Verband, der nicht auseinander lief, wenn er von gegnerischen Linientruppen angegriffen wurde und der dazu in Lage war, selber in Linie formierte Gegner vom Schlachtfeld zu vertreiben. Dazu mussten die Soldaten der Linientruppen des Bundeskongresses zumindest über ähnliche Eigenschaften wie ihre Gegner verfügen. Die nordamerikanischen Linien Soldaten hatten im Grunde die gleichen Gewehre wie ihre Kontrahenten und sie sollten auch ähnlich gedrillt werden. Obwohl in der Literatur immer wieder der Hinweis zu finden ist, dass das Ausbildungsreglement der Continental Army von einem ehemaligen preußischen Offizier verfasst wurde, Friedrich Wilhelm von Steuben (1730-1794), der auf eine lange preußische Militärkarriere zurückschauen konnte<sup>16</sup> und der der Armee preußische Disziplin beigebracht habe, ließen sich die Rekruten wohl nicht nach den in Europa vorherrschenden Vorstellungen drillen. »Preußische« Disziplin konnte er jedenfalls nicht durchsetzen. Zur Ausbildungsgrundlage wurde das Reglement erst, nachdem von Steuben eine Kompanie Freiwilliger persönlich ausgebildet hatte und dieser Verband entscheidend zum Sieg der Continental Army in einer Schlacht beitrug. Nach diesem Erfolg wurde von Steuben zum Gene-

16 Als er sich in Frankreich für die Bundesarmee anwerben ließ, war diese Karriere in Preußen allerdings schon lange beendet. Im Siebenjährigen Krieg war er unter anderen einem Freibataillon zugeteilt gewesen.

ralinspekteur berufen und ihm die Verantwortung unter anderem für die Ausbildung der Truppe übertragen.<sup>17</sup>

Zu den Anpassungen, die die US-Offiziere vollziehen mussten, um die Rekruten zu drillen, gehörte, dass sie auf ihre Untergebenen in einem für sie unbekannten Ausmaß einzugehen hatten, um sie von der Notwendigkeit ihrer Unterweisungen zu überzeugen. Zumindest ist dies der Eindruck, der entsteht, wenn man die Klage von Steubens liest, die er an den preußischen General Gaudi (1725-1788) Jahre nach dem Krieg richtete. Er solle nicht glauben, »dass in unserer Armee [gemeint ist die Continental Army, d.A.] die preußische Elementarschule, Kriegsbildung, Taktik und Mannszucht in allen Theilen von mir eingeführt worden sey. Wenn ich es versucht hätte, würde man mich gesteinigt haben, und ich wäre doch nicht damit zustande gekommen.« Er möchte nicht, dass dem preußischen General das Reglement je in die Hände falle, weil es zu sehr wider seine Absichten und zu sehr seiner »eigenthümlichen Lage« geschuldet sei. Den Amerikanern fehle der »kriegerische Geist«, den man von den Soldaten in Preußen, Österreich oder Frankreich erwarten könne, der sich darin äußere, dass man zu ihnen sage könne: »Mache das! Und er machts. Dem meinigen musste ich dagegen zuerst sagen: Dies und das ist der Grund, warum Du dieses oder jenes machen sollst, und dann erst machte ers.« (Brief an General Friedrich Wilhelm von Gaudi, zitiert nach Jähns 1891: 2606f.) Als vorbildhaft für die Zukunft sah von Steuben sein Reglement also selber nicht an. Die Einsichtsfähigkeit der Soldaten zu berücksichtigen, der Zwang, ihnen die Gründe für seine Anweisungen darzulegen, missfiel ihm und geschah nur, weil er fürchtete, dass ansonsten die Ausführung der Befehle verweigert würde. Für ihn war weiterhin der widerspruchslose, sofortige und deshalb automatische Vollzug eines erteilten Befehls das Kennzeichen einer »kriegerischen Gesinnung« von Soldaten. Seine Auffassung, wie ein Soldat zu handeln habe, war vermutlich am Ausgang des 18. Jahrhunderts die vorherrschende Einstellung hochrangiger Offiziere, weshalb

17 Sein Reglement orientierte sich weniger an dem damals gültigen preußischen, sondern griff aus Frankreich stammende Verbesserungsvorschläge an der Linientaktik auf, die später auch von der französischen Revolutionsarmee übernommen wurden. Sie zielten auf eine Dynamisierung und größere Variabilität der Bewegungsabläufe. »Statt fester Abläufe exerzierten die Soldaten bestimmte Bewegungen wie Marschieren und Wenden und die erforderlichen Griffe zum Laden und Feuern in der Weise, dass sie sie jederzeit und unabhängig von einem bestimmten Handlungsablauf, je nach Befehl, ausführen konnten. An die Stelle komplizierter, vorgeplanter Handlungsabläufe traten somit Einzelhandlungen als individuelle Versatzstücke, die nach Bedarf in unterschiedlicher Weise zu variablen Handlungsabläufen komponiert werden konnten. Diese Variabilität wiederum erweiterte die Möglichkeiten zur Gestaltung der Schlachtabläufe unter Berücksichtigung der aktuellen Lage und der Konzeption wie auch die Anwendung unkonventioneller Strategien und nicht-regelkonformer Taktiken auch und gerade durch reguläre Einheiten.« (Kleinschmidt 1996: 66)

auch viele Bestrebungen, die Einsatzkonzeptionen so zu ändern, dass sie der individuellen Subjektivität einen größeren Raum zur Entfaltung gewährten, an ihnen scheiterten bzw. nur in Teilen umgesetzt wurden. Erst die Französische Revolution schuf die politischen, wie die sozialen Voraussetzungen für einen Wandel der taktischen Einsatzkonzeption in Frankreich und später dann bei den anderen europäischen Armeen.

Eine augenfällige Abweichung in der Gefechtsweise der französischen Revolutionstruppen wurde durch die Auflösung des Gegensatzes von geschlossener Formation und aufgelöster Gefechtsweise markiert. Die Koalitionstruppen begegneten nach 1793, dem Jahr, in dem die *levée en masse* ausgerufen wurde, keinen französischen Linientruppen mehr, die ihnen ausschließlich in geschlossener Formation gegenübertraten, vielmehr sonderten sich aus den Verbänden Gruppen ab, die so genannte Schützenschwärme bildeten und die die Linientruppen angriffen. Dieses Phänomen ergab sich nicht aus einem geänderten Reglement. In der Literatur herrscht Einigkeit darüber, dass das Tiraillieren sich aus dem geringen Ausbildungsstand der schnell rekrutierten und eingesetzten Soldaten und ihrer großen Bereitschaft, in Gruppen oder auch Einzeln den Gegner zu attackieren, ergab. Es handelt sich anfangs um eine improvisierte Gefechtsweise. Sie oszillierte zwischen Angriff und Rückzug.<sup>18</sup> Die Soldaten griffen auf diese Weise die gegnerischen Linien wiederholt an und wurden dabei zugleich von den hinter ihnen stehenden Verbänden solange verstärkt, »dass von dem Bestand der Bataillone gelegentlich nur noch die Fahnensektion übrig blieb.« (Jähns 1891: 2597) Vor allem für die Improvisationsphase gilt, dass es unklar war, was geschehen sollte, wenn ein auf diese Weise geführter Angriff scheiterte. Es gab noch keine Regeln, um mit einer solchen Krise umzugehen. Dass sollte sich zwar bald ändern, doch es bestand weiterhin die Gefahr, dass die Soldaten »nach vorne durchgingen«, dass also die Befehlshaber der Verbände die Kontrolle über die im Gefecht verwickelten Soldaten und Truppenoffiziere verloren und nicht mehr in das Geschehen dirigierend eingreifen konnten. Selbst nachdem Regeln für die Vorgehensweise der Schützenschwärme gefunden wurden, blieb es für die Befehlshaber schwierig, das Kampfgeschehen zu steuern. Es hing vom Ausbildungsstand der Soldaten und der Offiziere ab, wie gut das Vorgehen der Schützenschwärme koordiniert werden konnte: Ob sich ein Rückzug in einer Flucht verwandelte und die Soldaten ihre Angriffsrichtung änderten. Dieses Problem sollte sich Jahrzehnte später noch steigern, weil die zerstreute Gefechtsweise zunehmend bedeutete, dass sich der Abstand zwischen den Soldaten vergrößerte. Im ausgehenden 18. Jahrhundert war der Abstand zwischen den Tirailleuren aber noch relativ gering. Sie blie-

18 Den schnellen Wechsel zwischen Angriff und Deckungssuchen bzw. Rückzug sollte wohl auch die Bezeichnung Tiraillieren benennen. Das französische *tiraillement* bezeichnet heute noch das Hin- und Herzerren, beispielsweise beim Tauziehen.

ben meist in Sicht- und Rufkontakt zu einander und zu den sie begleitenden Offizieren. Die einzelnen Bewegungen der Soldaten ließen sich jedoch nicht durch Kommandos steuern und ein normabweichendes Handeln, insbesondere eine verdeckte Verweigerung, weiter nach vorne zu gehen, hatte gute Chancen, unentdeckt zu bleiben, weil ein Offizier nur die Soldaten kontrollieren und zur Ausführung seiner Befehle anhalten konnte, die sich in seiner unmittelbaren Nähe befanden. Die verringerte Chance, das Handeln der Untergebenen erfolgsversprechend kontrollieren und dirigieren zu können, gekoppelt mit der größeren Angewiesenheit auf die individuelle Bereitschaft der Soldaten zum Kampf, – was auch einschließt, dass sie untereinander darauf achteten, das sich keiner aus dem Kampf zurückzieht – bildete die Quelle, aus denen sich die Vorbehalte von Offizieren gegen diese Gefechtsform bis in das 20. Jahrhundert speisten. Die Vorbehalte sind von der Sehnsucht nach einer Rückkehr zu einer umfassenden Kontrolle über die Untergebenen bestimmt und der Skepsis, den Soldaten während eines Gefechtes noch Befehle geben zu können.

Die Gefechtsweise der französischen Tirailleure erzielte indes »hervorragende Erfolge, aber die Überraschung und Bestürzung [auf Seiten der Koalitionstruppen, d.A.], die sie anfänglich verursachten, nutzten sich ab.« (Regling 1979: 203) Die Koalitionstruppen lernten, den Angriffen standzuhalten, und entwickelten ihrerseits eine Taktik, um den Angriffsschwung der Tirailleure zu brechen, in dem sie ein Treffen, also eine Linie, vor das 2. Treffen setzten. Erst im 2. Treffen befanden sich die Hauptstreitkräfte, die geschlossen und in Linie gegen die Tirailleure vorgehen sollten und denen es wohl auch in der Regel gelang, sie zu vertreiben (siehe Jähns 1891: 2597). Der anhaltende Erfolg geschlossener Verbände gegen auch mit Enthusiasmus kämpfende Tirailleure hatte seinen Grund: Verantwortlich für die anhaltend überlegene Kampfkraft geschlossener Verbände war die Bewaffnung der Tirailleure mit Vorderladergewehren, die, weil sie nach jedem Schuss neu geladen werden mussten, nicht so viele Schüsse auf die Gegner abfeuern konnten, dass die anrückenden geschlossenen Verbände aufgrund zahlreicher Verwundeter und Toter »zerfielen«.

Der Schützenschwarm konnte deshalb nicht die einzige Gefechtsweise bleiben, mit denen die französischen Truppen gegen die in geschlossener Formation antretenden Verbände der Koalitionstreitkräfte kämpften. Sie mussten ihrerseits geschlossene Formationen bilden. Da die ungeübten Soldaten der Revolutionstruppen aber keine Linien bilden konnten, bildeten die Tirailleure entweder so genannte Kolonnen bzw. zogen sich auf Positionen zurück, an denen viele Soldaten in kompakten Verbänden beieinander waren. Im Laufe des 18. Jahrhunderts waren verschiedene Varianten von Kolonnen im Rahmen von Gefechtsübungen getestet, jedoch ebenso häufig als Gefechtsformationen verworfen worden (Regling 1979: 161f.). Nur als regelwidrige Ausnahmeerscheinung kämpften Soldaten deshalb auch schon vor den Koalitionskriegen aus einer Kolonne

heraus auf dem Schlachtfeld. Dies geschah immer dann, wenn es den Soldaten, die in Kolonnen marschierten und sich auf diese Weise dem Schlachtfeld näherten, nicht mehr gelang – aus welchen Gründen auch immer – vor der Begegnung mit den Kontrahenten ihre Formation zur Linie auszdünnen. Neu war deshalb an der französischen Kolonnentaktik im Grunde nur, dass die Soldaten eine kompakte Formation aus mehreren Reihen hintereinander grundsätzlich auch im Moment des Angriffs auf dem Schlachtfeld beibehielten. Die Schützenschwärme und die Kolonnen-taktik waren beide das Ergebnis praktischer Improvisation, mit der auf die Herausforderung reagiert wurde, wie man mit ungeübten Truppen gegen gedrillte Linientruppen kämpfen kann (siehe Wohlfeil 1964: 171f.). Die Umgestaltung einer Marsch- zu einer Angriffskolonne war für die ungeübten französischen Soldaten ungleich einfacher durchzuführen.<sup>19</sup> Sie bot den Vorteil für die Truppenoffiziere, dass sich die Formation leichter strukturieren ließ und sie auch nicht gleich zerbrach, wenn die Reihen der Kolonne durcheinander gerieten. Die Verbände konnten in der Kolonnenformation deshalb auch leichter als die Linie ein mit Hindernissen durchzogenes Gelände durchschreiten und waren darum beweglicher und schneller als in Linie formierte Verbände. Diese Schnelligkeit sollte wiederum einen entscheidenden Vorteil in dem Moment sein, als es galt, im Laufe eines Gefechts Truppenbewegungen auszuführen, um an einem für den Gegner möglicherweise unerwarteten Punkt die eigenen Kräfte zu konzentrieren und die Verbände des Gegners durch diese Schwerpunktbildung zu schlagen.

Durch die Kolonnentaktik entstanden Lücken zwischen den Verbänden und in diese Lücken konnten sich nicht nur die Tirailleure zurückziehen, sondern die Lücken schufen auch Raum für ein zuvor unbekanntes Ausmaß an Flexibilität für die Artillerie. Im Rahmen der Lineartaktik verharren die Geschütze während einer Schlacht meist nicht nur wegen ihrem Gewicht an einer zuvor festgelegten Position. Ihre feste Position ergab sich auch durch das Prinzip, dass die einmal zum Einsatz gebrachten Verbände in ununterbrochenen Linien formiert waren und es keine Unterbrechungen geben sollte. Nun konnte auch im Laufe einer Schlacht die Artillerie ihre Stellung wechseln und Position zwischen zwei Kolonnen beziehen.

Die Kolonnentaktik bot allerdings nicht nur Vorteile. Ein gravierender Nachteil der Kolonne gegenüber der Linie war, dass ein großer Teil der in ihr formierten Soldaten nicht ihre Gewehre einsetzen konnten. Die gleiche Anzahl der Soldaten entwickelten folglich, wenn sie in der Kolonne for-

---

19 Eine gewisse Transformation war notwendig, weil die Formation für das Gefecht zwar mehrere Glieder tief stand, aber die Aufstellung zu den gegnerischen Verbänden hin breiter war. Die Kolonne als Gefechtsformation muss man sich also ein Rechteck vorstellen dessen eine längere Seite auf die Gegner hin ausgerichtet war.

miert waren, eine wesentlich geringere Feuerkraft, als wenn sie in Linien aufgestellt waren. Zugleich waren sie in der Kolonne noch leichter zu beschießende Ziele. Dies galt insbesondere für die Artillerie, die nun mit jedem Schuss mehr Soldaten verletzen und töten konnte. »Aus diesem Grunde«, so Regling, »empfahl sich die Kolonnentaktik für die immer noch verhältnismäßig kleinen stehenden Söldnerheeren zur Zeit des Absolutismus nicht« (1979: 168), sondern erst für die wesentlich größeren und weniger intensiv ausgebildeten Soldaten und damit auch leichter ersetzbaren Wehrpflichtheere des 19. Jahrhunderts.

Erfolgreich konnte die Kolonnentaktik mit dem Schützenschwarm nur kombiniert werden, weil zumindest ein großer Teil der Soldaten zuverlässig und mit Engagement die Gegner bekämpfte. Da das Handeln der Soldaten als Tirailleure nicht im Detail durch Kommandos dirigiert werden konnte, entstand für sie eine offene Handlungssituation, die sie mit Eigeninitiative zu füllen hatten. Eine ähnliche Vergrößerung des Handlungsspielraums ist auch für die Truppenoffiziere festzustellen, die das Kommando über eine Kolonne innehatten. Der Vorteil der Kolonnentaktik, schneller auch schlecht begehbares Terrain zu durchqueren, ließ sich dann zur Erzeugung einer größeren Dynamik nutzen, wenn auch diese Truppenoffiziere der Infanterie, ohne auf weitere detaillierte Instruktionen des Oberbefehlshabers zu warten, auf eine vorgefundene Situation reagierten und beispielsweise selber entschieden, wie sie ein bestimmtes Terrain am besten durchqueren. Wie groß ihre Freiheit zur Improvisation war, hing entscheidend von der Frage ab, wie ihre Fähigkeit eingestuft wurde, bei aller Improvisation nicht der »allgemeinen Befehlslage« zuwider zu handeln oder wie stark das Kontrollbedürfnis der Vorgesetzten gegenüber ihren Untergebenen war (siehe hierzu auch Abschnitt 7.1.).

Die kontinentalen Gegner der napoleonischen Herrschaft in Westeuropa verstanden es im Laufe einiger Jahre, ihrerseits Leidenschaften gegen die napoleonische Herrschaft zu mobilisieren. Sie konnten sich dabei auf den Unwillen in der Bevölkerung beziehen, den die zahlreichen Pressionen im napoleonischen Machtbereich auslösten, und die wiederum ihre Gründe nicht zuletzt in den unaufhörlichen Kriegszügen des Kaiserreichs hatten. Gleichzeitig veranlassten sie mehrere Reformen, um die Motivation der Soldaten zu erhöhen.

Zu den spezifischen militärischen Reformen in Preußen gehörten die Einschränkung der Prügelstrafe und die Abschaffung des Spießrutenlaufes (1808). Damit sollte auf solche als entehrend angesehenen Strafen verzichtet werden, die das Ansehen von Soldaten insbesondere im Bürgertum herabsetzten (Gneisenau 1808: 98). Die Reform glied »die Erziehungshilfen und die Militärstrafen dem bürgerlichen Rechtsempfinden an, da sie davon ausgingen, dass jeder Soldat eine persönliche Ehre besitze.« (Wohlfeil 1966: 132f.) An die Stelle des Prügelns traten eine Reihe von Sonderdiensten, wie die Einteilung zu Strafwachen sowie die Verhängung



eines dreistufigen Systems von Arreststrafen. Ziel der Reform war es, »auch die Söhne des gebildeten und besitzenden Bürgertums zu den Waffen« (Bröckling 1997: 115) einzuberufen, ohne dass sie sich durch die Heranziehung der Gefahr ausgesetzt sahen, entehrt zu werden. Auch für sie könne der Dienst als Soldat zu einer ehrenvollen Verpflichtung werden, so Gneisenau, wenn sie sich zukünftig nicht mit einem Strafsystem konfrontiert sehen, dass für »rohere Naturen und für ein roheres Zeitalter geschaffen worden war«. Es galt die »wohlerzogene[n] junge[n] Männer vor der Möglichkeit zu schützen, von übel wollenden Vorgesetzten miss handelt zu werden« (1808: 98).

Eine andere Maßnahme, die die individuelle Einsatzbereitschaft im Kampf erhöhen sollte, betraf die Neubewertung des Verhaltens vom Soldaten im Kampf. Für den Kampf der geschlossenen Formationen – ob Linie oder Kolonne – blieben die Tugenden gültig, die im Rahmen der Linneartaktik gepflegt wurden. Für den Kampf in der zerstreuten Ordnung wurden dagegen andere Tugenden wichtiger. Ausharren, ertragen und mitmachen reichte für die Einsatzanforderungen der Schützen nicht. Hier waren obendrein Eigeninitiative, Geschicklichkeit bei der Ausnutzung des Geländes und vielleicht auch Einfallsreichtum, vor allem aber die individuelle Bereitschaft gefordert, sich aus eigenem Entschluss heraus in gefährliche Situationen zu begeben bzw. sie aufgrund des eigenen Handelns erst zu schaffen. Unter den Vorzeichen der Lineartaktik beschränkten sich die Gelegenheiten zu solch einem Handeln von Soldaten auf Randphänomene des Kriegsgeschehens. Zu denken ist dabei an den kleinen Krieg oder, wenn ein Soldat bei der Erstürmung einer Befestigungsanlage als erster eine gegnerische Schanze überwand. Mit der Implementierung des Tirallierens in den »großen« Krieg wurden diese Gelegenheiten nicht nur zahlreicher, mindestens genauso wichtig war, dass solche Handlungen eine höhere Wertschätzung erfuhren und die Soldaten zu solch einem Handeln motiviert werden sollten. Signifikanter Ausdruck dieser höheren Wertschätzung war, dass erstmals mit der Französischen Revolution Tapferkeitsmedaillen geschaffen wurden, die auch an Soldaten im Mannschafts rang vergeben wurden. Zuvor erhielten Soldaten im Mannschaftsdienstgrad, wenn überhaupt, Geldgeschenke, selten wurden sie auch befördert. Geldgeschenke und Beförderungen wurden auch den Offizieren gewährt. Militärische Auszeichnungen dagegen blieben vornehmlich ranghohen Offizieren vorbehalten. Mit so genannten Hausorden wurden nur adlige Offiziere ausgezeichnet, weil sie ihre Träger dem Herrscherhaus nahe rückten, was sie zur besonderen Treue verpflichten sollte, wie das bei der Verleihung des Schwarzen-Adler-Ordens (Preußen) der Fall war. Nicht weniger exklusiv war die Auszeichnung mit einem Ritterorden. Der so Prämierte wurde nicht nur mit einem öffentlich zu tragenden Insignium ausgestattet, er wurde zugleich in einen weltlichen Ritterorden aufgenommen, der dem amtierenden Herrscherhaus verpflichtet war. Erst mit



den im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert geschaffenen militärischen Verdienstorden wurde die Möglichkeit geschaffen, auch bürgerliche Offiziere auszuzeichnen. So stiegen nicht dem Adel angehörende Offiziere, die den österreichischen Maria-Theresa-Orden erhielten, durch die Verleihung automatisch in den Adelstand, genauer gesagt in den Ritterstand, auf.<sup>20</sup> Dem Beispiel des französischen Auszeichnungswesens folgend, vergrößerten deren Kriegsgegner ab den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts den Kreis der Auszuzeichnenden entschieden. In Preußen wurde erstmals 1813 mit dem Eisernen Kreuz ein Verdienst- und Erinnerungszeichen geschaffen, das prinzipiell niemanden aufgrund seiner sozialen Herkunft, konfessionellen Bindung oder militärischen Ranges von der Verleihung ausschloss. Das einzige Kriterium, das der Vergabe zugrunde gelegt wurde, waren besondere individuelle Einzelleistungen im Kampf. Die Aussicht, mit einem Eisernen Kreuz ausgezeichnet zu werden, sollte vor allem Soldaten im Mannschaftsdienstgrad und niedrigrangige Offizieren<sup>21</sup> zur höheren Einsatzbereitschaft motivieren, also zu einem Handeln, das für sie mit größeren Gefahren verbunden war, verletzt und getötet zu werden. Und in den Kirchen sollten »Ehrentafeln« angebracht werden, die alle Getöteten, die zur Gemeinde gehörten, namentlich aufführten. An erster Stelle seien, so legte der königliche Erlass fest, jene »Krieger« zu nennen, die »den Tod für das Vaterland in Ausübung einer Heldenthat« gefunden hatten (zitiert nach Hagemann 2002: 498).

Doch trotz aller Bemühungen, unter den Soldaten eine »kriegerische Gesinnung« (Scharnhorst) zu entfachen, kam auch diese Mobilisierung, ähnlich wie dies auch für Frankreich gilt,<sup>22</sup> nicht ohne Zwangsrekrutierungen aus. Gleichermäßen gilt, dass sich die Fluchtversuche von Soldaten bei den reformierten Heeren bei Rückzügen, aber auch vor dem Höhepunkt des später als »Befreiungskrieg«<sup>23</sup> verbrämten Kriegsgeschehens, der so genannten Völkerschlacht bei Leipzig (1813), häuften. Sie deuten darauf hin, so Sikora, dass »die Einheiten noch wenig stabil gewesen sein dürften, [...] [und] dass der Enthusiasmus offenbar in vielen Fällen die Konfrontation mit den Kriegsbelastungen nicht überstand.« (1996: 361)<sup>24</sup>

20 Zur Geschichte des Auszeichnungswesens siehe Merta. Hinweise auf Geldgeschenke an preußische Soldaten und Offiziere im Siebenjährigen Krieg, beispielsweise für eroberte Kanonen, sind in Möbius (2004: 339f.) zu finden.

21 Für Oberbefehlshaber einer Armee war das so genannte Großkreuz geschaffen worden, das für eine gewonnene Schlacht und ähnliches verliehen wurde. Darüber hinaus wurden in Preußen auch noch »Ehrenzeichen« an alle Kriegsteilnehmer verliehen (Hagemann 2002: 451f.).

22 Über den Anteil der französischen Deserteure und Verweigerer zwischen 1793 und 1815 informiert Sikora (1996: 359f.).

23 Zur mythischen Aufladung der Kriegszüge zwischen 1813 und 1815 siehe u.a. Wehler (Bd. 1, 1987: 525f.)

24 Beim Freiwilligen-Verband des Lützowschen Korps scheint die Begeisterung sogar besonders rasch nachgelassen zu haben. Dass dieser Verband eine überdurchschnittliche Desertionsquote aufwies, bei der Infanterie desertier-

Die Kolonnentaktik und der Schützenschwarm wurden im Laufe der Koalitionskriege bzw. der Napoleonischen Kriege von allen Kriegsparteien mehr oder weniger übernommen.<sup>25</sup> In den europäischen Armeen wurden unterschiedliche Organisationsstrukturen entwickelt, damit die Verbände als geschlossene Formation kämpfen und ein Teil der Soldaten einen Schützenschwarm bilden konnten. So gliederte das preußische Heer seine Infanteriebataillone bis zum Deutsch-Französischen Krieg (1870-1871) derart, dass ein Teil der Infanteristen als Schützen einen Schwarm bildeten, der der übrigen Einheit voranschritt und dem die anderen Soldaten in der geschlossenen Formation der Kolonne folgten (eine ausführliche Beschreibung der Organisationsstruktur findet sich unter anderem bei Walter 2003: 147f.). Insbesondere die britischen Truppen hielten sogar noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts an der geschlossenen Formation der Linie fest. Spezielle leichte Truppen, die als Eliteeinheiten angesehen wurden, gab es immer noch, doch galt nun die Gefechtsweise der Tirailleure als ein wichtiger Bestandteil des »großen« Krieges, und sie sollte immer mehr zum Bestandteil der Ausbildung aller Infanteristen werden.

Der Drill verschwand also aus der Ausbildung der Rekruten nicht. Sowohl beim Hantieren mit der Waffe als auch für die Bewegung in geschlossenen Formationen waren exakt auszuführende Bewegungsabläufe einzuhalten. Noch in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts, so die Klage des preußischen Offiziers und Militärschriftstellers Wilhelm Rüstow (1821-1878), wurde die Leistung eines Vorgesetzten nicht nach der Leis-

---

ten über 24 Prozent der Soldaten – ansonsten entfernten sich ein bis fünf Prozent der Freiwilligen von den preußischen Truppenverbänden zwischen 1813 und 1815 (Bröckling 1997: 125) –, hing wohl aber damit zusammen, dass viele Freiwillige nicht aus Preußen stammten und ihnen als Ausländer eine Flucht leichter fiel als Einheimischen. Sie mussten im Gegensatz zu Einheimischen nicht damit rechnen, dass sich Strafverfolgungsbehörden an ihre Angehörigen wenden, wenn sie desertieren, um sich nach ihrem Verbleib zu erkundigen und ihnen mit formellen oder informellen Sanktionen zu drohen. Dass es einen Zusammenhang zwischen Sanktionsmöglichkeiten und Desertionsneigung gibt, zeigt die Verweigerungsquote in Frankreich an. Sie war in den Gebieten am höchsten, wo noch »traditionelle Lebensformen kleiner Dorfgemeinschaften, unberührt von den politischen Machtzentren« (Sikora 1996: 360) vorherrschten und es noch zahlreiche Versteckmöglichkeiten gab. Weitere Informationen zu Desertionen aus anderen Armeen als der preußischen und französischen zwischen 1792 und 1815 finden sich in Sikora (1998).

- 25 Vor allem gegen das Tiraillieren waren große Widerstände zu überwinden. In einem um die Jahrhundertwende anonym erschienenen Aufsatz, wird beispielsweise das Tiraillieren als eine »dem Erhaltungsinstitut in uns am allermeisten« entsprechende Fechtart eingestuft. Da aber der Krieg entgegen der »menschlichen Natur« sei, mache das Tiraillieren die Soldaten »unkriegerisch«. Der Soldat lerne die Gefahr geschickt zu vermeiden, aber nicht zu verachten und Linientruppen würden deshalb durch das Tiraillieren verdorben (zitiert nach Jähns 1891: 2555f.).

tung seiner Truppe im Schützengefecht beurteilt, sondern nach der Tüchtigkeit im Linienexerzieren. »Der Rekrut wird wie vor 50 Jahren nur als Exerzier-Maschine ausgebildet« (zitiert nach Storz 2003: 224). Das Festhalten an der geschlossenen Formation als taktische Einsatzform im Gefecht wurde mit dem Hinweis auf verschiedene Gefechte begründet, in denen die gegnerische Formation zerbrach und die Soldaten flohen, wenn es dem vorrückenden geschlossenen Verband gelang, sie mit dem aufgepflanzten Bajonett anzugreifen. Die Waffenwirkung der Gewehre hatte sich zwar bereits in der 1. Hälfte des 19. Jahrhundert verbessert, doch vertraten weiterhin einige Militärtheoretiker und -praktiker die Einschätzung, dass ein Angriff in geschlossener Formation immer noch erfolgreich durchgeführt werden könne, wenn der Bajonettangriff mit großer Geschwindigkeit vorgetragen wird, weil dann der Feuerbereich der gegnerischen Waffen schnell überwunden und die Soldaten nicht sehr lange der todbringenden Waffenwirkung ausgesetzt seien. Bereits aber in den 60er Jahren verlor diese Argumentation mit den ständigen Verbesserungen der Waffentechnik entschieden an Plausibilität, da der Raum, in dem die Waffen ihre Wirkung entfalten konnten, immer größer wurde und die Gewehre pro Zeiteinheit immer mehr Geschosse abfeuern konnten.

Attraktiv blieb diese Argumentation noch lange bei den Kavalleristen, weil der Hinweis auf die durch das Pferd erreichbare Geschwindigkeit, ihren Fortbestand als Waffengattung am überzeugendsten zu legitimieren schien (siehe Storz 1992: 269f.). Im Unterschied zur Infanterie, die wenigstens einige Konsequenzen aus der immer effektiveren Waffenwirkung des Infanteriegewehrs zog, zu der dann auch noch der verstärkte Einsatz von Artilleriegeschützen trat (siehe hierzu ausführlich in Abschnitt 7.1.), beruhte das Festhalten an der Reiterattacke mit dem Säbel oder der Lanze auf einer weitgehenden Ignoranz der Feuerwirkung, die die Waffen von Infanteristen inzwischen entwickeln konnten. Der Glaube an die Unwiderstehlichkeit einer Reiterattacke lässt sich als Ausdruck des Bemühens interpretieren, einen drohenden Statusverlust als Waffengattung abzuwenden. Aber nur vor dem Hintergrund einer im Kern romantischen Vorstellung – rücksichtslos eingesetzte physische (männliche) Stärke könne alle Hindernisse überwinden, die angewandte Technik aufbauen kann – konnte ein solcher Glaube eine gewisse Überzeugungskraft entwickeln (Storz 1992: 181).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts erfuhr der Drill einen langsamen und vielfach unbemerkten Bedeutungswandel. Der Drill wurde als Kampftechnik in dem Maße überflüssig, in dem die Infanteristen nicht mehr in geschlossenen Formationen kämpfen sollten. Trotzdem wurden Soldaten weiterhin im Rahmen ihrer Ausbildung dazu angehalten, auf entsprechende Kommandos hin bestimmte Bewegungen ausführen. Und noch heute werden grundsätzlich alle Soldaten, unabhängig ob sie anschließend bei der Marine, bei der Luftwaffe, bei der Artillerie, etc. eingesetzt werden, vor al-

lem in ihrer ersten Ausbildungsphase gedrillt. Der Grund hierfür ist bereits im 19. Jahrhundert das inhaltliche Auseinandertreten von Haltungs- und Funktionsdisziplin, das im Rahmen industriesoziologischer Studien erst im Zusammenhang mit der Technisierung des Militärs im 20. Jahrhundert beschrieben wurde.

Vor der Technisierung des Militärs sei die Beziehung zwischen Zeichen und Reaktion eindeutig geregelt gewesen. Der Grundsatz lautete: »Befehle und Kommandos sind die einzigen Informationen, auf die der Soldat reagieren darf« (Heiseler 1966: 89). Mit der Technisierung wurde diese Beziehung »mehrdeutig; neben dem Befehl, der eine eigentümliche Sonderstellung behält, treten immer mehr andere Informationen auf, die zu dem arbeitenden Soldaten nicht über seinen Vorgesetzten gelangen und zum Teil ihm allein, nicht seinen Vorgesetzten zugänglich sind; Befehle die sich auf die Tätigkeit selbst beziehen, werden ersetzt durch solche, die sich auf das Ziel der Tätigkeit beziehen.« (Ebd.: 119) Komplexe technische Artefakte lassen sich nicht funktionsgerecht bedienen, wenn die Soldaten nach starren Zeichen-Reaktions-Schemata handeln müssen. So macht es wenig Sinn, einen Soldaten ein Auto fahren oder ein Geschütz auf ein Ziel ausrichten zu lassen, etc., wenn er sich dabei nur auf die Informationen beziehen darf, die er von seinem Vorgesetzten erhält. Eine solche Restriktion würde bedeuten, um dies am Beispiel des Autofahrens zu verdeutlichen, ihn quasi die Augen zu verbinden, damit er ausschließlich aufgrund der Anweisungen seines Vorgesetzten den Gashebel drückt, die Schaltung betätigt und das Lenkrad bewegt. Der Vorgesetzte wäre in einem solchen Szenario mit nichts anderem beschäftigt als entsprechende Anweisungen zu geben. Und er würde vermutlich schneller und sicher das Ziel seiner Fahrt erreichen, wenn er sich selber hinter das Steuer des Fahrzeuges setzt. Um also eine effektive Bedienung dieser Maschinen zu gewährleisten, muss den Soldaten erlaubt werden und sie müssen dazu fähig sein, bei der Umsetzung einer Anweisung, wie »Fahren sie von A nach B«, auf die vielfältigen Sinneseindrücke (visuelle, auditive, physio-sensorische<sup>26</sup>), die sie während der Fahrt über ihren Leib/Körper machen, zurückzugreifen und in entsprechende (erlernte) Akte zur sach- und situationsgerechte Bedienung umzusetzen. Ihr eigener Leib/Körper muss eine eigenständige Informationsquelle sein dürfen und sie müssen von ihren Sinneseindrücken aktiv Gebrauch machen, um die von ihnen geforderte Leistung, hier das Fahren eines Autos, leisten zu können. Diese strukturierenden Leistungen der Soldaten wurden von Heiseler als mit Rücksicht auf das gegebene Ziel sachgerechte Improvisationen bezeichnet (1966: 120).

26 Gemeint sind damit Empfindungen, die beim Fahrer durch die Vibrationen des Fahrzeugs ausgelöst werden, und ihn über den Zustand des Motors und die Straßenverhältnisse informieren können. Für das sichere Manövrieren des Gefährts ist es von entscheidender Bedeutung, dass der Fahrer seine psychisch empfundene Körpergrenze den Umrissen des Vehikels anpassen kann.

Solche sachgerechten Improvisationen waren aber schon vor der Technisierung der Streitkräfte für Soldaten unerlässlich, die als Tirailleure kämpften, wenn sie im Terrain Deckung suchten und gegnerische Soldaten beschossen. Nicht erst mit der Technisierung des militärischen Alltags im 20. Jahrhundert mussten militärische Vorgesetzten akzeptieren, wenn auch mitunter ausgesprochen widerwillig, dass eine Steigerung der Kampfkraft nur möglich ist, wenn ihre Untergebenen neben den erteilten Befehlen auch die eigenen sinnlichen Wahrnehmungen für ihr Handeln berücksichtigen. Der Entscheidung, die Infanterie nicht mehr in geschlossenen Verbänden kämpfen zu lassen, lag die Einsicht zugrunde, dass aufgrund der Entwicklungen der Waffentechnik nur eine zerstreute Gefechtsweise für den Kampf geeignet ist. Die zerstreute Gefechtsweise bedeutete zugleich, der Subjektivität der Soldaten einen größeren Entfaltungsspielraum zuzubilligen. Für die Befehlshaber der Infanteristen stellte sich damit die Frage, wie sie sicherstellen konnten, dass trotz dieses größeren Handlungsspielraums für den einzelnen Infanteristen, die Soldaten das taten, was sie von ihnen forderten. Im Zuge der umfassenden Technisierung des Militärs im 20. Jahrhundert sollte diese spezifische Problemstellung zu einer allgemeinen des Militärs werden, da sich die Handlungsfelder, in denen sich das Handeln der Untergebenen noch sinnvoll durch detaillierte Anweisungen der Vorgesetzten reglementieren ließ, entschieden verkleinerten.

In dem Maße, in dem der Drill seine Funktion verlor, die Soldaten für das Gefecht auszubilden, wuchs seine Bedeutung für die Herstellung einer bestimmten Haltung bei den Soldaten. Gerade aufgrund der zunehmenden Fragilität des Zusammenhangs eines eindeutigen Zeichen-Reaktions-Schemata wurde für die Truppenoffiziere die Frage umso dringender, wie sie sicherstellten, dass ihre Untergebenen ihre Anweisungen befolgten. Gedrillt wurde nun immer weniger im Sinne einer Gefechtsausbildung, dafür aber, um die Soldaten auf einen Habitus festzulegen, der ihre Unterordnung und Folgebereitschaft gegenüber den Befehlen ihrer Vorgesetzten garantieren sollte.<sup>27</sup> In Preußen führte um die Jahrhundertmitte des 19. Jahrhunderts das inhaltliche Auseinandertreten der Funktions- und Handlungsdisziplin dazu, dass die Rekrutenausbildung von zwei Polen bestimmt wurde: der Formal- bzw. Exerzierausbildung und der Gefechtsausbildung. »Die Formalausbildung beinhaltet im Wesentlichen die Marschdisziplin, die Einübung von Schrittfolgen, Evolutionen [damit sind Bewegungen geschlossener Truppenkörper gemeint, d.A.] und den Umgang mit dem Gewehr« (Kaufmann 1996: 124). Die Gefechtsausbildung umfasste das Schießen mit dem Gewehr, das Training, wie im Gelände Deckung zu suchen und zu verlassen sei und wie auf Befehle und Zeichen der Vorgesetzten zu reagieren sei. Die Befürworter einer umfassenden und

27 Zur innenpolitische Intention mit der in Preußen am Drill festgehalten wurde, siehe Bröckling (1997: 141f.); zum militärischen Habitus nach der Reichsgründung (1871) in Deutschland siehe Wehler (Bd. 3, 1995: 882f.).

zeitintensiven Formalausbildung versprachen sich vom fortgesetzten Drill die Ausprägung eines Habitus bei den Soldaten, der bei ihnen eine »reflexartige Gehorsamsbereitschaft erzeugen« sollte, ohne die nach Auffassung führender Militärs, »eine Truppe nicht zu führen war.« (Storz 1992: 116) Gerade die größere Feuerwirkung der Waffen, die zur Aufgabe der geschlossenen Formation als Einsatzkonzept geführt hatte, wurde als ein Argument angeführt, um die Soldaten weiterhin zu drillen, weil sie nur durch eine strikte Disziplinierung ihres Körpers den körperlichen wie psychischen Belastungen des Gefechts gewachsen seien. Die Rekruten sollten nun aber nicht mehr zu einem Teil einer Gesamtmaschine »geschliffen« werden, vielmehr sollte bei ihnen das instrumentelle Verhältnis gegenüber ihrem eigenen Leib verstärkt werden. Wenn sie unbeeindruckt von der Waffenwirkung blieben und ihren Affekten und Emotionen keinen Ausdruck verliehen, so das Kalkül, seien sie auch weiterhin empfänglich für die Befehle ihrer Vorgesetzten. Die hier angestrebte Haltungsdisziplin, die sich beispielsweise in einen Topos wie »blinder« Gehorsam kleidete, zielte auf eine als unerschütterlich gedachte »Eingeübtheit« des kritik- und widerstandslosen Massengehorsams« (Weber 1922: 29). Sie konvergierte zugleich in einer spezifischen Vorstellung von Männlichkeit, die den Anpassungsprozess an einen stark reglementierten und entbehrungsreichen militärischen Alltag als Bewährung auffasst. Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde die beim Militär erfahrene Disziplinierung von zahlreichen Zeitgenossen – vor dem Hintergrund der in den meisten europäischen Staaten durchgesetzten Allgemeinen Wehrpflicht – zu einem unverzichtbaren Bestandteil männlicher Sozialisation aufgewertet. Insbesondere im deutschen Kaiserreich wurde der Ausdruck Disziplin zum Synonym einer Manneszucht, die als ein unentbehrlicher Bestandteil männlicher Sozialisation galt.<sup>28</sup> Nur wer gelernt hatte, seinem Vorgesetzten zu gehorchen, es verstand den militärischen Normen gemäß zu sprechen und sich zu bewegen und auch unter großem emotionalem Stress »Haltung« zu bewahren, nur wer also normierte Verhaltensformen ein- und Emotionen zurückhalten konnte, galt als ein Mann, dem Respekt zu zollen war und demgegenüber sich unmännliche (⇒schwächere) Individuen unterzuordnen hatten.<sup>29</sup>

28 Bereits das Grimmsche Deutsche Wörterbuch weist zwar Manneszucht bzw. Mannszucht als *disciplina militaris* aus, aber es enthält noch keinen Hinweis auf die militärische Ausbildung als Teil männlicher Sozialisation.

29 Über die Literatur, die sich aus einem historischen Blickwinkel militärischer Männlichkeitskonzepte annimmt, gibt Nowosadtko (2002: 221f.) einen Überblick. Dass die Bedeutung der Disziplin in den Männlichkeitskonzepten in den einzelnen Staaten variierte, deuten die Ausführungen von Storz an (1992: 128). Disziplin sei, so das Militärwochenblatt in einer Ausgabe von 1912, eine deutsche nationalspezifische Lösung »für das Problem, die Truppe auf das moderne Gefecht vorzubereiten« (ebd.). In Frankreich werde dagegen auf »Elan und Findigkeit« und in Russland auf »Standhaftigkeit und Folgsamkeit« gesetzt.

Umstritten war innerhalb des kaiserlichen Heeres, welchen Umfang die Formalausbildung gegenüber der eigentlichen Vorbereitung auf das Gefecht einnehmen sollte. Aufgrund eines allzu zeitintensiven Drills würde, so die Befürchtung der Kritiker, kaum noch Zeit übrig bleiben, die Soldaten und ihre unmittelbaren Vorgesetzten auf die Bedingungen des modernen Schlachtfelds vorzubereiten und sie in den hier angemessenen Verhaltensweisen zu unterrichten. Anstatt sich flexibel auf die jeweiligen Bedingungen des Gefechts einzustellen, bewegten sich die Soldaten und ihre unmittelbaren Vorgesetzten entsprechend des Drills als Glied einer Schützenkette. Wie soll ein Soldat, der in der Formalausbildung dazu angehalten wurde, seine Sinne gegenüber den Eindrücken des Gefechts zu verschließen, gleichzeitig die Sinne entwickeln, »deren der Soldat am meisten bedarf, Auge und Ohr« (Rüstow 1864: 389), um im Terrain Deckung zu suchen und den Gegner zu beschießen?<sup>30</sup> Unter dem Eindruck des Russisch-Japanischen Krieges (1905) wurde zumindest versucht, diesen Widerspruch zu mildern, indem die Truppenoffiziere angewiesen wurden, also die Kompaniechefs bzw. Zug- und Gruppenführer, die Gefechtsausbildung auf Kosten des Drills erheblich zu intensivieren (Storz 1992: 120).

Am Schluss dieses Abschnitts gilt es, noch kurz auf eine weitere grundlegende Veränderung des Militärwesens einzugehen, die sich im Anschluss an die Französische Revolution vollzog. Für Huntington gab es vor 1800 das Militär schlicht nicht als Profession. »Officers behaved und believed like aristocrats rather than like Officers.« (1957: 28) Selbst wenn man sich nicht diesem pauschalen Urteil anschließen vermag, so ist doch unbestreitbar, dass für die Offiziere zunehmend Sachkenntnisse zur unverzichtbaren Voraussetzung für ihre Tätigkeit wurden und zugleich der soziale Status qua Geburt immer weniger ausreichte, um leitende Positionen beim Militär einzunehmen. Für den gleichen Zeitraum berichtet van Creveld von einer Revolution in der Kriegführung, die auf einen Anstieg der »human energy« ähnlich einer Supernova zurückzuführen sei (1985: 62). Mit dieser euphorischen Formulierung charakterisiert er die von Napoleon (1769-1821) letztlich geprägte militärische Kommandostruktur des französischen Heeres. Ähnlich wie die Gefechtsweise der Tirailleure und die Kolonnentaktik zeigte sich diese Kommandostruktur gegenüber anderen Formen als überlegen und gab deshalb wichtige Anstöße für organisatorische und administrative Veränderungen anderer europäischer Streitkräfte.

Obwohl die Kommandostruktur des französischen Heeres stark von und auf die Person Napoleons zugeschnitten war, kann sie nicht als sein alleiniges Werk bezeichnet werden. Vielmehr verstand er, wie bereits auch

---

30 Rüstow plädiert hier für eine Ausbildung, die darauf abzielt »den Körper abzu härten und zu stählen, ihn gelenk und geschmeidig zu machen« (1864: 389) und jeden Soldaten zum Tiraillieren befähigen sollte.



andere Armeeführer der Französischen Republik vor ihm, Nutzen aus den Reformen der französischen Streitkräfte nach 1763 zu ziehen bzw. sie umzusetzen. Hierzu gehörte vor allem die Zusammenfassung der Heeresverbände in so genannten Divisionen. In einer Division wurden verschiedene Truppengattungen unter einem Kommando vereint. Die Vereinigung von Infanterie, Kavallerie, Artillerieeinheiten und Hilfstruppen wie Pioniere unter einem Kommando erlaubte es, dass eine Division als eigenständiger Kampfverband operieren konnte (McNeill 1984: 149). Das Neue an der Strukturierung der Streitkräfte in Divisionen war, dass die so entstandenen Verbände nicht mehr wie bisher ad hoc zur Bewältigung einer bestimmten Aufgabe zusammengestellt wurden, sondern dass die unterschiedlichen Truppen beständig unter einem Oberbefehl zusammengefasst blieben. Die Organisations- wie die Kommandostruktur blieb also fortan auch erhalten, wenn kein Feldzug unternommen wurde. Diese permanent beibehaltene Organisations- und Kommandostruktur hatte weitreichende Folgen. Scharnhorst, der mit Hinweis auf die Überlegenheit der französischen Armee um 1801 für eine Reform der hannoverschen Armee eintrat, hob in einer Denkschrift hervor, dass die Führung

»gewissermaßen so vielen Generalen aufgetragen, als Divisionen in der Armee vorhanden sind; jeder dieser hat seinen General-Stab und also eine Menge Gehülfen. Es werden demnach bey jeder Bewegung, bey jeder Action eine große Menge der vorzüglichsten Officiere in der Armee in Thätigkeit gesetzt, um die verschiedenen Theile zweckmäßig zu leiten. Alle diese Officiere werden immer in diesem Geschäft gebraucht und bekommen also in der Ausrichtung desselben bald eine große Fertigkeit. Der commandirende General erliegt nun nicht unter der Last der Anordnungen einzelner Theile, er hat jetzt Ruhe und Zeit, seinen Blick aufs Ganze zur richten, er kann jetzt sehr leicht nach seinen Absichten Zusammenhang und Einheit in der Bewegung und die Ausrichtung der verschiedenen Divisionen bringen und sich ganz den strategischen und tactischen Entwürfen überlassen.« (1795-1801: 776)

Die arbeitsteilige Strukturierung des Kommandos, die zunehmende Vertrautheit der Offiziere miteinander und mit ihren Aufgaben, sowie die Kenntnisse über die Fähigkeit ihrer Untergebenen, erhöhten die Schlagkraft der Verbände beträchtlich. Obendrein konnte ein in Divisionen unterteiltes Heer mit der prinzipiell vielgliedrigen Kommandostruktur sich wesentlich schneller auf überraschend vorgefundene Verhältnisse beim Marschieren und auf dem Schlachtfeld einstellen. Erst mit der Einteilung eines Heeres in Divisionen ließ sich das Moment des Zufalls, das sich im Verlauf eines Gefechts einstellte, systematisch ausnutzen, weil nun erst die Verbände überhaupt dazu fähig waren, auf Imponderabilien zu reagieren.

»Anders als in der rangierten Schlacht bestand nicht die Absicht, das Gefecht in allen Teilen nach vorgefaßtem Plan ›ablaufen‹ zu lassen, vielmehr diente die Be-



weglichkeit und relative Selbstständigkeit der Heeresteile der Ausnutzung von Lagen, wie sie erst während des Gefechts entstanden, also nicht vorauszusetzen waren.« (Regling 1979: 220)

Auf die Gliederung der Streitkräfte in Divisionen wiederum konnten sich übergeordnete Kommandostrukturen abstützen. Jeweils mehrere Divisionen ließen sich beispielsweise in ein Korps zusammenfassen, das über einen Kommandostab verfügte. Die Korps konnten von einem Armeestab befehligt werden, der letztlich von der Gesamtleitung der Streitkräfte seine Anweisungen erhielt. Erst diese linienförmige und vielgliedrige Kommandostruktur erlaubt es, dass die Bewegungen von mehreren Hunderttausend Soldaten, über die jeweils die Kontrahenten in den Napoleonischen Kriegen verfügten (ebd.: 219), koordiniert werden konnten.

Die Organisation der Streitkräfte in Divisionen, die permanente Institutionalisierung übergeordneter Kommandostrukturen und das Bestehen auf Kontinuität erhöhte in allen Teilen eines solchen Heeres den Druck, homogenere Organisations- und Kommandostrukturen zu etablieren, weil die Homogenität sowohl die Koordination durch die übergeordneten Stäbe erleichterte, als auch den Offizieren die Eingewöhnung in die Arbeitsabläufe bei unvermeidlicher Fluktuation in den Stäben erleichterte. Die von Scharnhorst beschriebene Entlastung von zahlreichen Anordnungen, die ein Oberkommandierender bislang treffen musste, konnte sich nur einstellen, wenn er sich darauf verlassen konnte, dass seine generellen Anweisungen auf eine von ihm erwünschte Weise auch umgesetzt wurden. Nur eine eingespielte, arbeitsteilige Arbeitsorganisation bot eine ausreichende Gewähr dafür, dass die Stäbe Routinen zur Informations- und Befehlsweitergabe entwickeln konnten.

Der Ausbau der übergeordneten Kommandostruktur, die für sehr unterschiedliche Aufgabenbereiche zuständig sein konnte, angefangen von der Personalplanung über die Versorgung der Truppe, die Marschrouten der Heeresverbände bis hin zur Koordinierung ihres Kriegseinsatzes, erforderte qualifiziertes Personal. Neben der grundsätzlichen Fähigkeit wie der Weitergabe von Informationen und Befehlen in verschrifteter Form, die überhaupt erst unter Napoleons Oberbefehl üblich wurde, mussten die Offiziere in den einzelnen Kommandostäben mit den Regularien vertraut sein, wie Berichte und Anweisungen zu verfassen sind. Sie mussten darüber hinaus über Spezialkenntnisse, beispielsweise in Fragen der Logistik, verfügen. Dieses Fachwissen wurde immer wichtiger, um den Einsatz der Streitkräfte vorzubereiten und zu koordinieren. All diese Anforderungen, kombiniert mit der Permanenz der Aufgabenstellung, bildeten das soziale Substrat für die von Huntington betonten drei wesentlichen Merkmale der

Professionalisierung der Offiziere: Fachwissen, Verantwortungsbewusstsein und Berufsethos.<sup>31</sup>

Während im 18. Jahrhundert ein Feldherr ohne einen ihn unterstützenden Stab detaillierte Befehle für jeden seiner ihm unterstehenden Verbände geben musste, wurden im 19. Jahrhundert die Oberbefehlshaber mit dem Aufbau permanenter Stäbe weitgehend von solchen Detailanweisungen entlastet. Sie konnten zwar weiterhin einem bestimmten Verband unter Umgehung der Stäbe Befehle erteilen, aber ein solches Durchgreifen gehörte nicht zu seiner Kernaufgabe. Einem Oberbefehlshaber eines Heeres oder aller Streitkräfte eines Staates fiel die Aufgabe zu, mit dem ihm zur Verfügung stehenden Stab Dispositionen an die untergeordneten Kommandostrukturen zu entwerfen. Abhängig von der Größe des Operationsgebietes war er dabei auch immer mehr auf die eingehenden Berichte angewiesen, weil er sich beispielsweise bei einem Kampfgeschehen, das sich dutzende Kilometer entfaltete, kaum noch selber durch eigenen Augenschein, den »coup d'oeil« wie ihn Clausewitz nannte (1832: 234), also seinen Feldherrenblick, ein Bild vom Geschehen machen konnte. Der Feldherr, der als einziger im Heer quasi ein Subjekt sein sollte, dessen meist mündlich erteilter Befehl die Maschine Heer steuern sollte, verschwand. An seine Stelle trat ein Oberbefehlshaber, dem eine Vielzahl von Kommandeuren unterstand, mit denen er über seine eigenen oder auch weitere Kommandostäbe in Verbindung trat und die gemessen an der Konzeption der Heeresführung des 18. Jahrhunderts relativ eigenständig selber Dispositionen für die ihnen unterstehenden Verbände zu treffen hatten. Wenn man möchte, kann man sagen, dass im 19. Jahrhundert die Befehlsgewalt beim Militär einer komplexen, immer professionelleren Apparatur übergeben wurde, die aus verschiedenen, aber funktional aufeinander bezogenen einzelnen »Maschinen« bestand. Dies erforderte einen Oberbefehlshaber, der darauf verzichtete, selber das Geschehen in Augenschein zu nehmen und sich stattdessen den Informationen und Lageeinschätzungen anvertraute, die er von seinem eigenen Stab und den untergeordneten Kommandostellen erhielt.

---

31 In Wehrpflichtarmeen beschränkt sich die Professionalisierung auf das Offizierskorps und auf Unteroffiziere mit sehr langen Dienstzeiten. Bei den Mannschaften lässt sich gegenüber den Söldnerheeren dagegen eine Entprofessionalisierung feststellen.